

Grey Scale #13



DANES-PICTA .COM

A

1

2

3

4

5

6

M

8

9

10

11

12

13

14

15

B

17

18

19

E. O. VOLKMANN

Strategie
des
Weltkrieges

Centimetres

Inches

Colour Chart #13

Blue

Cyan

Green

Yellow

Red

Magenta

White

3/Color

Black

DANES-PICTA .COM

E. O. VOLKMANN

Strategie
des
Weltkrieges

MEYERS KLEINE
HÄNDBÜCHER 4

Strategie des Weltkrieges

Von

Erich Otto Volkmann



Bibliographisches Institut AG., Leipzig

3201 : 355.43 V.01

27326/2



Alle Rechte vom Verleger vorbehalten
Copyright 1937 by Bibliographisches Institut AG., Leipzig
Druck: Bibliographisches Institut AG., Leipzig
Printed in Germany

Inhalt

Vorwort	9
---------------	---

Die strategischen Voraussetzungen des Weltkrieges

Der Stand der Rüstungen bei Ausbruch des Krieges	13
Die inneren Kräfte der Kriegführenden Staaten	16
Die geographische Lage der beiden Mächtegruppen	17
Die Frage der Kriegsdauer	19
Der Schlieffensche Plan	20
Die Operationspläne der Entente	23
Die Abänderungen des Schlieffenplanes unter General von Moltke	24
Die Seekriegspläne der Mittelmächte und der Entente ...	25

Der Krieg im Jahre 1914

Der Feldzug im Westen	26
Die Grenzschlachten	26
Die Marneeschlacht	32
Die Ernennung Falkenhayns zum Generalstabschef	36
Der „Wettlauf zum Meer“	37
Der Feldzug im Osten	40
Der Feldzug Österreich-Ungarns in Galizien und Polen ..	40
Der Feldzug in Ostpreußen. Tannenberg	46
Die Feldzüge in Südpolen und bei Lodz	49
Rückblick auf das Jahr 1914 und Ausblick auf 1915 ...	53
Handelsblockade und U-Boot-Krieg	56

Der Krieg im Jahre 1915

Die Operationspläne der Entente und der Mittelmächte für das Jahr 1915	60
Die Ereignisse auf dem östlichen Kriegsschauplatz ..	62
Die Kämpfe in den Karpathen und in Ostpreußen von Januar bis April 1915	62
Gorlice	64
Der Kriegseintritt Italiens	66
Die Fortsetzung der Offensive gegen Rußland. Die Eroberung Polens	67
Rückblick auf die Sommeroffensive in Rußland	71
Der Krieg der Türkei	72
Der Kampf um die Dardanellen	74
Der Feldzug gegen Serbien	75
Die französisch=englische Herbstoffensive im Westen	78

Der Krieg im Jahre 1916

Die Beurteilung der Lage durch den deutschen Generalstabschef um die Jahreswende 1915/16	80
Der Kriegsplan der Entente	85
Der deutsche Angriff im Westen: Die Schlacht vor Verdun	86
Die österreichisch=ungarische Offensive in Tirol	89
Die Generaloffensive der Entente im Sommer und Herbst 1916	90
Die Sommeschlacht	91
Die Kämpfe im Osten	91
Die Ernennung Hindenburgs zum Generalstabschef und Ludendorffs zum Ersten Generalquartiermeister	92
Der rumänische Feldzug	93
Die Kämpfe an der makedonischen Front	95
Die Ereignisse zur See. Seagerrat	95

Der Krieg im Jahre 1917

Die Lage der Mittelmächte im Winter 1916/17	99
Der Entschluß zum unbeschränkten U-Boot-Krieg	102
Die russische Revolution und die hieraus entstehenden strategischen Möglichkeiten	104
Die englisch-französische Doppeloffensive bei Arras und am Chemin des Dames	107
Die Flandernschlacht	109
Der russische Zusammenbruch	110
Der Feldzug in Italien	112
Die Kämpfe in der Türkei	114
Die außen- und innenpolitische Lage der Mittelmächte ...	116

Der Krieg im Jahre 1918

Der Entschluß der deutschen Obersten Heeresleitung zum Angriff	119
Entschluß der Ententemächte zur Defensive	122
Die deutschen Vorbereitungen für die Frühjahrsoffensive .	122
Der Einmarsch in Rußland. Friede von Brest-Litowsk....	124
Die deutsche Offensive im Frühjahr und Sommer 1918	126
Die Große Schlacht in Frankreich	126
Die Schlacht bei Armentières	131
Der Entschluß zur Fortsetzung der Offensive	132
Die erste Ablenkungsoffensive am Chemin des Dames ...	133
Der zweite Ablenkungsangriff: Schlacht an der Marne und in der Champagne	134
Die Wende. Die französisch-englisch-amerikanische Gegenoffensive im Sommer und Herbst 1918	135
Der Entschluß zur Einstellung der deutschen Offensive ...	136
Die erste Angriffsfolge der Alliierten	136

Die Generaloffensive der Entente. — Der Zusammenbruch der Türkei und Bulgariens	139
Das deutsche Friedensangebot auf Grund der 14 Punkte Wilson's	141
Der Endkampf	143
Der Zusammenbruch Österreich-Ungarns	144
Rückblick	145
Literaturverzeichnis	149

Vorwort

Die Strategie, die Kunst der Kriegsführung in ihren höheren Formen, hängt jeweils von unendlich wechselnden Faktoren ab, nicht nur von den militärischen, sondern auch von denen der inneren und äußeren Politik, der Wirtschaft, des seelischen Zustandes des Volkes und vor allem von den Persönlichkeiten der Feldherren. Dementsprechend wechseln die Formen und die Ziele. Es gibt in der Strategie kaum feststehende Regeln und Grundsätze. Im Weltkrieg folgte auf die „Niederwerfungs-“ oder „Vernichtungsstrategie“ die „Ermattungsstrategie“, auf den Bewegungskrieg der Stellungskrieg, auf die Begegnungsschlacht, die sich in wenigen Stunden entschied, die Materialschlacht, die ein halbes Jahr dauerte, auf den Kampf der Männer mit Kugel und Bajonett die Hungerblockade gegen die Frauen und Kinder. Man erkennt hierin die tiefe Wahrheit des Moltkeschen Wortes, daß die Strategie ein „System der Aushilfen“ sei.

Jede strategische Betrachtung muß sich mit dem Problem des Feldherren beschäftigen, in dessen Gehirn sich das Gesamtbild der Kriegslage formt, der Kriegsplan und der Schlachtplan geboren wird, der Entschluß und Wille zur Tat reift, dessen Seele stark genug sein muß, um die größten Verantwortungen der Geschichte zu tragen.

Es ist müßig, hierbei die Frage zu erörtern, ob Strategie eine Kunst, eine Wissenschaft oder ein Handwerk sei. Sie enthält alle drei Elemente. Der echte Feldherr muß den göttlichen Funken in sich tragen; sein Gehilfe, der Generalstabsoffizier, kann ohne ein hohes Maß von Wissenschaft nicht bestehen; und was das in bestem Sinne Handwerkliche des Soldatenberufs anlangt, so bildet es in alle Ewigkeit die Grundlage

nicht nur für die niedere, sondern auch für die höhere Truppen- und Kriegsführung.

Die beste Lehrmeisterin der Strategie ist die Kriegsgeschichte. Ihr Studium ist unentbehrlich für die zukünftigen militärischen Führer und Führergehilfen. Sie weckt aber auch in weiteren Kreisen der Bevölkerung Verständnis für die Notwendigkeiten zukünftiger Kriege und leistet damit wichtige wehrpolitische Arbeit. Eine ihrer Aufgaben ist es, aus der unendlichen Fülle des Geschehens die großen strategischen Linien herauszuarbeiten und Ursache und Wirkung von der ersten Phase des Feldherrnentschlusses bis zur letzten Phase des Sieges oder der Niederlage zu entwickeln. Ihre weit schwerere Aufgabe und Pflicht ist es aber auch, Kritik zu üben. Denn gesunde Kritik ist die Mutter aller Erkenntnis und Erfahrung und damit aller Weiterentwicklung. Sie muß freilich zurückhaltend sein und sich bewußt bleiben, daß Handeln müssen unter der ungeheuren Verantwortung des Krieges sehr viel schwerer ist, als nachträgliches Kritisieren am Schreibtisch.

Bei aller notwendigen Kritik bleibt, wie schon hier ausgesprochen werden mag, als Ergebnis der strategischen Gesamtbetrachtung des Weltkrieges die Tatsache bestehen, daß die deutsche Führung es fertiggebracht hat, sich gegen fast die ganze Welt vier Jahre lang zu behaupten und das Land vor dem Einbruch der Feinde zu schützen. Auch unsere ehemaligen Gegner bestreiten nicht, daß die höchsten strategischen Leistungen des Weltkrieges von deutschen Feldherren vollbracht sind und daß der deutsche Generalstab die beste militärische Führerschule unserer Zeitpoche gewesen ist.

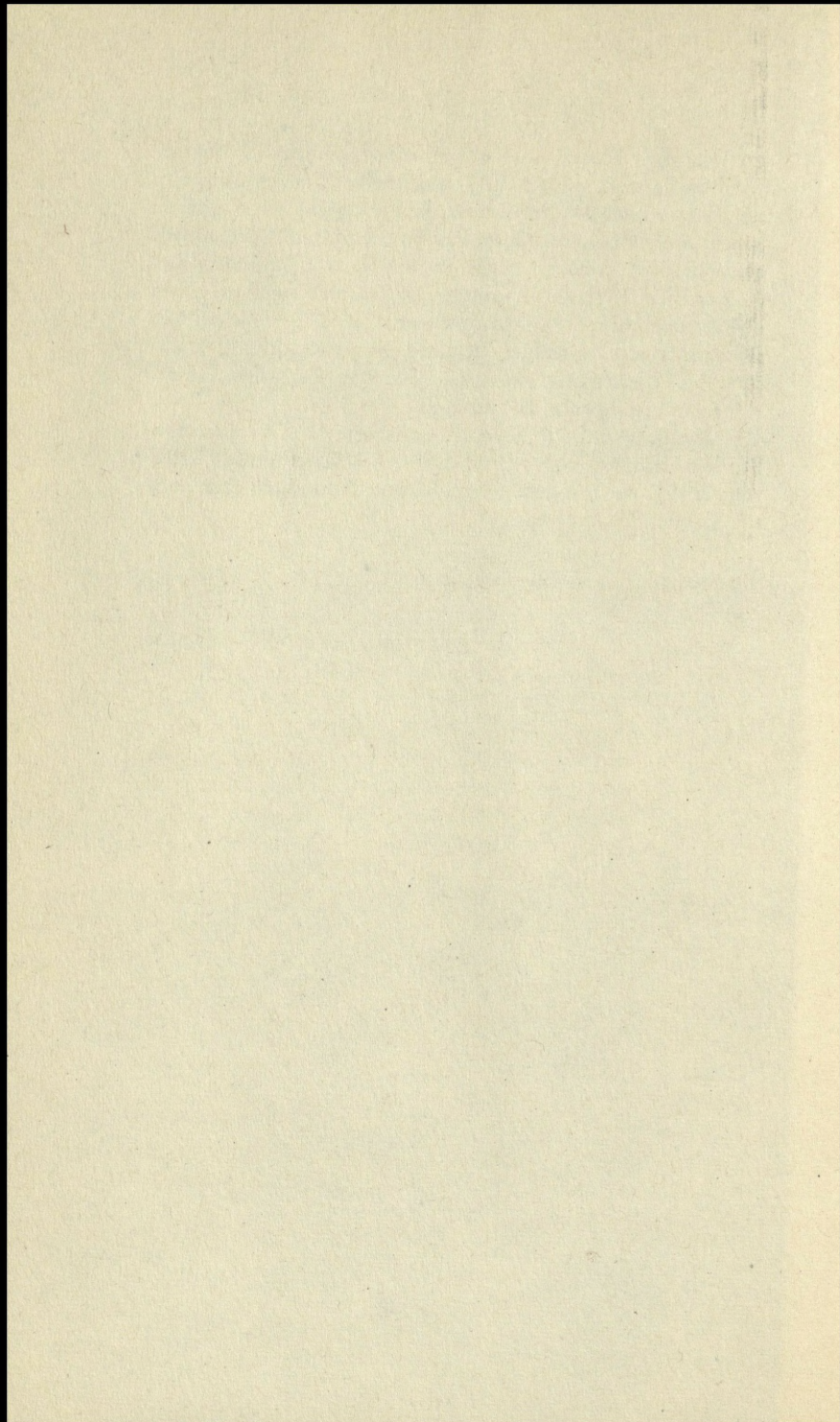
Diesem glänzenden Bild fehlen aber auch nicht die Schatten. Neben Tannenberg steht die Marnekatastrophe, neben dem Aufbruch der Nation im August 1914 der moralische Zusammenbruch der Novemberrevolution 1918. Beispiele klassischer Kriegsführung wechseln auch auf deutscher Seite mit Irrwegen der Strategie. Es ist leicht, Erklärungen zu suchen, indem man an das Zufällige und Unberechenbare erinnert, indem man sagt, daß Feldherrngenie ein seltenes Geschenk der Götter sei, daß es eine Fügung des Schicksals war, daß in

der deutschen Obersten Führung neben höchster Geldherrnkunst auch viel tragisches Versagen stand. Damit kommt man den Dingen nicht auf den Grund. Geldherrntum und Strategie ruhen letzten Endes doch nicht nur im Menschlich-Persönlichen des einzelnen, sondern entstehen auf dem Nährboden der kriegerischen Moral des ganzen Volkes und eines gesunden und ausgeglichenen Staatsorganismus. Auch von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, gewinnt die strategische Betrachtung des Weltkrieges eine weit über das Beruflich-Militärische hinausreichende Bedeutung.

Die Hinweise auf die Operationskizzen im Text des vorliegenden Bandes beziehen sich auf den „Strategischen Atlas zum Weltkrieg“, Band 5 der gleichen Sammlung, der auch ein Ortsregister enthält.

Potsdam, im September 1936

Erich Otto Volkmann



Die strategischen Voraussetzungen des Weltkrieges

(Strategischer Atlas: Karte 28)

Der Stand der Rüstungen bei Ausbruch des Krieges

Der Weltkrieg ist nicht überraschend aus irgendeiner Krise heraus entstanden. Vielmehr lastete die Gefahr seines Ausbruches jahrzehntelang über Europa. Wie ein unentrinnbares Schicksal schritt er näher und näher, nichts vermochte ihn zu hemmen. Wie ein riesiges Fanal steht er am Ende einer versinkenden Zeit und am Beginn eines neuen Abschnitts der Weltgeschichte.

Zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts war Europa in zwei feindliche Lager zerfallen, hier Deutschland mit der altersschwachen Donaumonarchie, dem unsicheren Italien und dem noch unsichereren Rumänien, dort Frankreich, Rußland und England. Das Kräfteverhältnis war für die Mittelmächte so ungünstig wie möglich. Ihre Staatsmänner hatten schlecht gearbeitet. Der Soldat wurde im Falle eines Krieges vor eine außerordentlich schwere Aufgabe gestellt. Rechnet man die Bevölkerungsziffern der beiden Gruppen zu Beginn des Weltkrieges zusammen, so ergibt sich das Verhältnis von etwa 280 Millionen bei der Entente zu rund 120 Millionen bei den Zentralmächten. Fügt man die farbigen Hilfsvölker hinzu, so steigen die Zahlen auf etwa 730 gegen 135 Millionen.

Während des Weltkrieges hat sich dann das Mißverhältnis ins Ungeheuerliche gesteigert. Im Jahr 1918 befanden sich 1344 Millionen Menschen, also annähernd Dreiviertel der

gesamten Bevölkerung der Erde, im Kriegszustand mit den Mittelmächten.

Diese Zahlen geben naturgemäß keinen richtigen Maßstab für das tatsächliche Kräfteverhältnis der beiden feindlichen Ländergruppen. Sie lassen jedoch erkennen, über welche unerschöpflichen militärischen und wirtschaftlichen Quellen die Entente für die Ergänzung und Vermehrung ihrer Heere und ihres Kriegsbedarfs verfügte.

Angesichts dieser Lage, die ein volles Jahrzehnt deutlich erkennbar vor aller Augen gestanden hat, hätte schon der Selbsterhaltungstrieb die Mittelmächte veranlassen müssen aufs stärkste zu rüsten, um das Mißverhältnis tunlichst auszugleichen. Das Gegenteil ist jedoch der Fall gewesen. Die Kurzsichtigkeit des Parlaments und die schwächliche Sorge der Regierenden vor inner- und außerpolitischen Schwierigkeiten hat den Ausbau des Landheeres in dem durch die Gefahr bedingten Ausmaß verhindert. Vergeblich hat der Generalstab warnend darauf hingewiesen, daß das um 28 Millionen Menschen ärmere Frankreich, indem es die Kriegstauglichen bis zum letzten Mann erfaßte und die Dienstzeit schließlich von zwei auf drei Jahre erhöhte, mit der gleichen Heeresstärke ins Feld rücken werde wie Deutschland. Rußland besaß im Jahr 1913 bereits einen Friedensstand von 1 300 000 Mann, eine Zahl, die sich bis 1917 auf 2 Millionen erhöhen sollte. Als im Sommer 1913 Regierung und Volksvertretung in Deutschland endlich aus ihrer unnatürlichen Ruhe aufwachten und sich zu einer Erhöhung der Heeresstärke um jährlich 117 000 Mann entschlossen, war es bereits zu spät. Es charakterisiert die innerpolitische Lage, daß bei den Beratungen um diese Militärvorlage der Vertreter der größten Partei, der Sozialdemokratie, die Erklärung abgeben konnte, daß die Sicherheit Deutschlands von keiner Seite wesentlich bedroht sei und daß die von der Regierung und den bürgerlichen Parteien an die Wand gemalte Gefahr gar nicht bestehe und nie bestanden habe. —

So kam es, daß Deutschland und sein österreichischer Verbündeter, bei dem die Verhältnisse noch viel schlimmer lagen,

mit erschreckender Unterlegenheit in den Entscheidungskampf gezogen sind.

Bei Ausbruch des Krieges errechnete der deutsche Generalstab folgende Kriegsstärken:

Deutschland	2 147 000
Österreich-Ungarn	1 400 000
Summe	3 547 000
Frankreich	2 150 000
Rußland	2 712 000
Belgien	100 000
England	132 000
Serbien	285 000
Summe	5 379 000 ¹⁾

Ebenso ungünstig war das Verhältnis der Flottenstärken. England allein besaß annähernd eine doppelte Überlegenheit an Großkampffschiffen. Das U-Boot, das einen in seiner Wirkung noch nicht erkennbaren neuen Faktor in die Seekriegsführung brachte, war eben erst zu einem kriegsbrauchbaren Instrument entwickelt worden, und Deutschland besaß nicht annähernd die Zahl von Booten, die vielleicht genügt hätte, um eine Entscheidung im Seekrieg herbeizuführen.

Am dem noch unfertigen Zustand der Flotte im Jahr 1914 trifft die für die Flottenrüstung verantwortlichen Stellen im Reich keine Schuld. Man hatte im Gegenteil, etwa seit der Jahrhundertwende, die größten Anstrengungen gemacht, um eine deutsche Flotte zu schaffen, die sich mit der englischen messen konnte. Als der Krieg ausbrach, war dieses Ziel noch nicht vollkommen erreicht.

Es ist eine oft behandelte Frage, in der die Ansichten weit auseinandergehen, ob es nicht eine verhängnisvolle Rüstungspolitik war, das Hauptgewicht auf die Flotte statt auf das Landheer zu legen. Man wird hierüber so viel sagen können,

¹⁾ Dazu kamen noch Frankreich mit 127 000 Mann in Korsika und Afrika, Rußland mit 350 000 in Sibirien und Turkestan, England mit Verstärkungen unbestimmter Höhe aus den Kolonien.



daß der Aufbau der Flotte unter keinen Umständen die Vernachlässigung der notwendigen Rüstungen des Landheeres zur Folge haben durfte. Deutschland war reich und kraftvoll genug, um zu Lande und zu Wasser stark zu sein.

Die inneren Kräfte der kriegsführenden Staaten

Die Beurteilung der für die Kriegsführung in Betracht kommenden lebendigen Kräfte kann sich dessen nicht auf einen Vergleich der Zahlen an Soldaten und Kriegsschiffen beschränken. Von der gleichen Bedeutung ist die Bewertung des Volkscharakters, der kriegerischen Fähigkeiten und Anlagen und der innerpolitischen Verhältnisse der kriegsführenden Länder. Der deutsche Generalstab hat die in Deutschland vielfach verbreitete irrige Ansicht, daß Frankreich als ein langsam absterbender Ast der europäischen Völkerfamilie in seiner militärischen Kraft bereits nachlasse, nicht geteilt. Vielmehr ging das durchaus positiv gerichtete Urteil dahin, daß das kriegerisch hochbegabte, von glühendem nationalem Stolz und Ehrgeiz erfüllte französische Volk, wie es schon durch das Höchstmaß seiner Rüstungen im Frieden bewies, in einem Kampf um seine Existenz zu den letzten Opfern bereit sein werde. Rußland war durch den unglücklichen Krieg gegen Japan und durch die Revolution des Jahres 1905 in seinem inneren Gefüge zweifellos erschüttert. Auch wurden die kriegerischen Anlagen der Russen geringer bewertet, als die der Deutschen oder Franzosen. Immerhin war auch der russische Soldat ein todverachtender, zäher, gegen Niederlage und Unglück unempfindlicher Gegner. Alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß Rußland sich von der Niederlage im Russisch-Japanischen Krieg und von der Revolution erholte und seine Kräfte wieder gewann. Zudem war, dank der fanatischen panslawistischen Propaganda, der Krieg gegen Österreich-Ungarn und auch gegen Deutschland in hohem Maße populär.

Die Bedeutung Englands als Kriegsgegner beruhte in erster Linie in seiner Flotte, die in der Lage war, Deutschland von den Weltmeeren abzusperren. Je länger der Krieg sich hinzog,

um so mehr mußte sich das bemerkbar machen. Die Absper-
rung konnte schließlich zu einem kriegsentscheidenden Mo-
ment werden.

Weniger fiel das englische Landkriegsheer, an den Millionen-
heeren der Kontinentalmächte gemessen, zunächst ins Gewicht.
Die Aufstellung milizartiger Verstärkungen brauchte Zeit,
kam also nur bei längerer Kriegsdauer in Betracht.

Was die Mittelmächte anlangt, so blickte das deutsche Volk
auf einen glänzenden nationalen Anstieg und auf eine nur
einmal unterbrochene lange Reihe siegreicher Kriege zurück.
Das treibhausartige Aufblühen seines Handels und seiner
Wirtschaft und das schnelle Reichwerden der oberen Schichten
und im Zusammenhang damit die Entstehung eines riesigen
großstädtischen Proletariats führte zu schweren sozialen
Spannungen. Die internationalen Tendenzen des revolutio-
nären Marxismus gewannen immer mehr an Boden. Im
Heere hatten diese Strömungen jedoch noch keine zerstörenden
Wirkungen ausgeübt. Es war dank der kriegerischen Eigen-
schaften des deutschen Volkes und einer in Jahrhunderten
bewährten Erziehungsmethode innerlich durchaus gesund.

Sehr schwierig lagen die Verhältnisse in Österreich-Ungarn,
das sich in unaufhaltsam wachsender innerer Zersetzung be-
fand, ein Zustand, der auch in der k. u. k. Armee die deut-
lichsten Spuren hinterlassen hatte. Das Auseinanderstreben
des unter der Habsburgischen Krone zusammengefaßten
Völkergemischs spiegelte sich nicht zuletzt auch in dem Wider-
streben gegen die dringend gebotene Vereinheitlichung der
Armee und gegen die Zentralisierung der Heereseinrichtungen.

Die geographische Lage der beiden Mächtegruppen

(Strategischer Atlas: Karte 2 und 7)

Für die strategischen Voraussetzungen des Weltkrieges war
neben den materiellen und moralischen Kräften die geogra-
phische Lage der beiden Mächtegruppen zueinander von be-
sonderer Wichtigkeit. Es ergab sich, daß die Mittelmächte im
Osten, Südosten und Westen von ihren Gegnern umklammert

waren. Die Seefront mit Ausnahme des Ostseegebiets, wurde durch Großbritannien blockiert. In der Ostsee behauptete die deutsche Flotte die absolute Herrschaft, was im Hinblick auf die lebenswichtige Versorgung mit schwedischem Erz von größter Bedeutung war.

Die geographische Lage bedingte einen Zweifrontenkrieg für die Mittelmächte oder, wenn man den Balkan besonders rechnet, einen Dreifrontenkrieg. Dem Nachteil der weiten offenen Grenzen und der sich hieraus ergebenden großen Angriffsflächen bei sehr beschränkter Ausweichmöglichkeit stand als Vorteil die Freiheit des Operierens auf der inneren Linie gegenüber. Die Mittelmächte konnten das Schwergewicht ihrer Kräfte nach Belieben nach der einen oder der anderen Seite verlegen und rasch und ungehindert Verschiebungen vornehmen.

Von Wichtigkeit war weiterhin die Beschaffenheit des Operationsgeländes. Im Westen, Frankreich gegenüber, war das Operationsfeld durch das Meer und die Alpen fest begrenzt. Zahlreiche Geländehindernisse und ein starkes, tief gegliedertes Festungssystem sperrten die französische und anschließend die belgische Grenze. Die lockendsten Operationsziele, die Landeshauptstadt und die Kanalküste, lagen im Norden. Es war mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß die Franzosen alle Kräfte einsetzen würden, um sie zu schützen, und daß sie sich vor Paris zur Entscheidungsschlacht stellen würden.

Im Osten gewährte die weite polnisch-russische Ebene zwischen der Ostsee und den Karpathen einen viel größeren strategischen Spielraum. Die natürlichen Hindernisse waren nicht bedeutend, das Festungssystem weniger dicht und stark als in Frankreich. Wichtige operative Ziele, wie drüben Paris oder die Kanalküste fehlten. Die unendliche Tiefe des russischen Raumes gestattete dem Gegner ein fast unbegrenztes Ausweichen. Es war daher zu erwarten, daß sich die kriegerischen Ereignisse im Osten nicht in der gleichen hochexplosiven Art entwickeln würden, wie im Westen: eine Überlegung, die im Charakter der beiden Völker und in der Geschichte ihrer Kriege eine Stütze fand. Die entscheidende Schwächung oder gar Vernichtung des russischen Heeres war, wenn überhaupt,

so wahrscheinlich erst in einem längeren Ablauf der kriegsrischen Ereignisse zu verwirklichen.

Die Frage der Kriegsdauer

Der Zeitfrage wurde bei den strategischen Überlegungen eine überaus große, ja eine entscheidende Rolle zugemessen. In allen vom Krieg bedrohten Ländern herrschte die Ansicht vor, daß der kommende „Weltkrieg“ sich sehr rasch abspielen werde, wahrscheinlich in wenigen Monaten. Die ungeheure Anspannung der Kräfte ließ eine längere Kriegsdauer, so meinte man, nicht zu. Insbesondere waren die deutschen militärischen Kreise davon durchdrungen, daß die einzige Chance, den Krieg zu gewinnen, in der Herbeiführung einer schnellen Entscheidung liege. Die gewaltigen Kraftreserven Rußlands und Englands durften erst gar nicht zur Auswirkung kommen. Dies war insbesondere auch in wirtschaftlicher und finanzieller Hinsicht entscheidend. Der künstliche Aufbau der deutschen Volkswirtschaft mit ihrem riesigen Rohwarenbedarf war in hohem Maße vom Weltmarkt abhängig. Das Ausbleiben der Einfuhr mußte allmählich zum wirtschaftlichen Zusammenbruch führen. Bei längerer Kriegsdauer konnten die Mittelmächte daher schon aus wirtschaftlichen Gründen zum Frieden gezwungen werden.

Diese Sorgen waren, wie der Krieg gezeigt hat, durchaus berechtigt. Freilich hat man sich über die Anpassungsfähigkeit der modernen Technik und über die Standhaftigkeit und Lebensfähigkeit der menschlichen Natur gründlich getäuscht. Die vorgefaßte Meinung, daß der Krieg unter allen Umständen rasch enden werde, hat dazu geführt, daß man auf Kriegsvorbereitungen in der Art einer wirtschaftlichen Mobilmachung und eines Wirtschaftsgeneralstabes von vornherein verzichtete. Dieses Versäumnis hat Deutschland teuer bezahlen müssen. Es wäre ihm schon im Frühjahr 1915 zum Verderben ausgeschlagen, wenn nicht deutscher Erfindergeist, eine überaus leistungsfähige Industrie und hervorragendes Organisationstalent die mangelnde Voraussicht auf wirtschaftlichem Gebiet wettgemacht hätten.

Der Schlieffensche Plan

(Strategischer Atlas: Karte 1 und 2)

Der deutsche Generalstab hat Jahrzehnte Zeit gehabt, sich mit den Problemen eines Krieges gegen die drei Mächte Frankreich, Rußland, England zu beschäftigen und den Feldzugsplan vorzubereiten. In der entscheidenden Zeit um die Jahrhundertwende, von 1891 bis 1906, stand an der Spitze des Generalstabes Generaloberst Graf Schlieffen. Seinem Haupt entstammt der Grundgedanke des Planes, der 1914 das deutsche Heer bis hart an den Sieg heranführte und nach menschlichem Ermessen nur scheiterte, weil der große Gedanke unter einem Geist minderen Ranges zerbrach.

Die Gesamtlage zwang dazu, die beiden annähernd gleichstarken Gegner im Osten und Westen nacheinander anzugreifen. Die erste Entscheidung sollte mit den deutschen Hauptkräften in Frankreich gesucht werden, weil hier die Aussichten für einen raschen entscheidenden Sieg am günstigsten schienen. Zugleich schützte man durch eine Offensive in Feindesland das Rheinland und Lothringen mit seinen bis unmittelbar an die französische Grenze heranreichenden Erz- und Kohlengruben und seiner Industrie, deren auch nur zeitweiliger Verlust verhängnisvolle Folgen haben mußte.

Während die Masse des deutschen Heeres, sieben von den acht Armeen, in Frankreich um die erste Entscheidung rang, hatte inzwischen das österreichisch-ungarische Heer, verstärkt durch eine einzige deutsche Armee, um Zeitgewinn zu kämpfen. War im Westen der Sieg errungen, so sollten die dort freiverdenden Kräfte nach dem Osten überführt werden, um gemeinsam mit dem österreichisch-ungarischen Bundesgenossen dann auch die Russen zu schlagen.

Auf diesem strategischen Grundgedanken wurden die Operationspläne für den Westen und Osten aufgebaut. Für die Wahl der Angriffsrichtung im Westen war die Beschaffenheit des Kampfgebietes insofern mitbestimmend, als ein Vormarsch aus Lothringen und aus dem Elsaß auf die sehr starke Festungsfront Verdun—Toul—Nancy—Epinal—Belfort stieß, die durch Ketten von Sperrforts zu einem lückenlosen

Gewebe zusammengeschlossen war. Der Angriff hätte hier wahrscheinlich zu kraftverzehrendem Abbringen geführt. Eine rasche Feldzugsentscheidung, bevor die russische Überlegenheit im Osten eine unhaltbare Lage schuf, war kaum zu erwarten. Günstiger waren die Verhältnisse weiter nördlich, wo sich zwischen Verdun und der belgischen Grenze eine Lücke öffnete, in der sich nur schwache und veraltete Festungen befanden. Hier führte die große Einfallstraße aus dem Raum Aachen—Trier über das Ardennengebirge auf Paris.

Die Lücke zwischen dem Eckpfeiler des französischen Festungssystems Verdun und dem zu großer Stärke ausgebauten belgischen Festungsdreieck Lüttich—Namur—Antwerpen war indessen zu schmal für einen mit den deutschen Hauptkräften angesetzten Angriff. Die fünf Armeen, die sich hier durchzudrängen versuchten, mußten sich, in beiden Flanken gefährdet, mühsam erst ihren Entwicklungsraum erkämpfen. Graf Schlieffen kam daher zu der Überzeugung, daß die belgische Barriere gesprengt oder umgangen werden müsse, um den nötigen Raum für eine weitausholende Bewegung über Brüssel, Amiens auf Paris zu schaffen. Diese Richtung versprach die stärkste Einwirkung auf Flanke und Rücken des Feindes, von der sich Graf Schlieffen, der entschiedenste Anhänger des Umfassungsgedankens, die beste, ja die einzige Möglichkeit eines schnellen, feldzugentscheidenden, in der Vernichtung des feindlichen Heeres gipfelnden Sieges sah. Die aus der Verletzung der belgischen, nötigenfalls auch der holländischen Neutralität zu erwartenden Nachteile glaubte er in einer Lage, in der es um die Existenz der Nation ging, in Kauf nehmen zu müssen.

Graf Schlieffen hat seinen durch ein großes weltgeschichtliches Geschehen unsterblich gewordenen Plan bis zum Ende durchdacht und die letzten Folgerungen gezogen. Die überwiegende Masse des Westheeres stellte er für den Umfassungsangriff nördlich Metz bereit. Der Rest sollte den weitgedehnten Raum zwischen Metz und der Schweizer Grenze decken. So sehr war er von der Wirkung des tiefgegliederten und straff geführten Umfassungstoßes überzeugt, daß er die Gefahren einer französischen Gegenoffensive im Elsaß oder beiderseits

Nach in Lothringen gering einschätzte. Je mehr sich der Feind im Süden festbiß, um so sicherer und größer wurde der deutsche Erfolg im Norden. Wenn die deutschen Armeen erst bei Paris standen, so blieb einem nach Baden oder ins Saargebiet eingedrungenen Feind gar nichts anderes übrig, als schleunigst kehrtzumachen.

Der deutsche Generalstab ist in den anderthalb Jahrzehnten der Schlieffenschen Amtsführung an der großartigen Einfachheit und Kühnheit seiner Entwürfe und an der strengen Lehre von der Vernichtungsschlacht durch Umfassung, die fast zum Dogma erhoben wurde, so intensiv geschult worden, daß er ganz in dieser Gedankenwelt lebte. Der Schlieffenplan galt in den eingeweihten Generalstabskreisen geradezu als der Schlüssel des Sieges.

Dieser Plan wirkt auch heute noch, obgleich er in veränderter Gestalt und unter der Einwirkung einer unglücklichen Führung mißlungen ist, für sachliches Urteil in hohem Maße überzeugend und findet in der gesamten Welt weit mehr Bewunderer als Tadler. Die Kritiker greifen insbesondere den Grundgedanken an, die erste Entscheidung im Westen zu suchen, statt im Osten. Begründet wird diese Kritik weniger mit militärischen Argumenten als mit dem Hinweis auf die politischen Folgen der Beteiligung Großbritanniens am Kriege, die sich erst aus der Verletzung der belgischen Neutralität ergeben habe. An diesem Argument ist richtig, daß England durch die belgische Neutralitätsverletzung einen ausgezeichneten und in propagandistischer Hinsicht ungemein wirksamen Vorwand zum Kriegseintritt gefunden hat. Ebenso richtig aber ist, daß, wie die Geschichte bis in unsere Tage hinein lehrt, in dem Ringen der Nationen um Lebensraum und Macht die Völkerrechtsverletzungen so zahlreich sind, daß schwerlich irgendein Volk das Recht hat, sich über ein anderes in dieser Hinsicht zu entrüsten. In der Regel ist diese Entrüstung auch sehr rasch wieder vergessen, wenn dem Angeeschuldigten das Glück und der Erfolg zur Seite standen oder die politische Lage sich sonst änderte.

Die Operationspläne der Entente

(Strategischer Atlas: Karte 2)

Das sicherste Urtheil über Wert und Unwert des Schlieffen'schen Planes gewinnt man, wenn man ihm die feindlichen Feldzugspläne und den tatsächlichen Ablauf der Operationen gegenüberstellt.

Der französische Aufmarsch vollzog sich, ohne deutlich erkennbaren Schwerpunkt, zwischen Belfort und Mézières. Das englische Expeditionsheer wurde nach Maubeuge herangezogen. Es war beabsichtigt, mit dem rechten Flügel zwischen den Vogesen und Metz hindurch zu stoßen, mit einer rechten Seitendeckung von Belfort über Colmar auf Straßburg. Der linke Heeresflügel sollte aus der Linie Verdun—Mézières dem nördlich Metz erwarteten deutschen Angriff offenstoß entgegentreten, wobei die genaue Richtung offen gehalten war.

Selbstverständlich hat der französische Generalstab mit der Möglichkeit des Vorgehens deutscher Kräfte durch belgisches Gebiet gerechnet. Er hat sich nur insofern in einem folgenschweren Irrtum befunden, als er das Überrennen und die schnelle Zerkürümmerung der belgischen Maasfestungen und das Ausholen starker deutscher Kräfte auch noch nördlich der Maas über Brüssel auf Cambrai für ausgeschlossen hielt und daher nicht in seine Berechnungen einstellte.

Das Verhalten der Franzosen entsprach, alles in allem, durchaus den Erwartungen des Grafen Schlieffen. Sie taten ihm alle die „Liebesdienste“, auf die er gehofft hatte. Sie verstrickten sich im Elsaß und in Lothringen in Kämpfe und boten der deutschen Umfassungsberewegung die freie Flanke; sie verloren schon beim Beginn der Operationen die Freiheit des Handelns und gerieten in den furchtbaren Zwang des wie ein Hammerschlag auf Paris vorschnellenden Angriffsflügels; sie gaben das ganze nördliche Frankreich und die Kanalküste preis, ohne sich doch aus der Umklammerung lösen zu können und mußten sich nach einem Feldzug von zweieinhalb Wochen zwischen Paris und Verdun zur Entscheidungsschlacht stellen.

Die Abänderungen des Schlieffenplanes unter General von Moltke

(Strategischer Atlas: Karte 1, 2, 3)

Alles dies wurde erreicht, obgleich der Plan des Grafen Schlieffen durch die späteren Maßnahmen seines Nachfolgers einen guten Teil seiner inneren Kraft verloren hatte, obgleich der Stoßflügel nicht, wie Schlieffen es gewollt hatte, wie ein „bataillon carrée“, mit „Augen rechts und Fühlung links“ schwenkte, sondern mit schleifenden Zügeln seine Bewegung ausführte. Und auch die letzte Entscheidung zwischen Paris und Verdun fiel nur deswegen gegen das deutsche Heer aus, weil hier ein unfassbares Versagen der Führung den halb schon errungenen Sieg aus den Händen gleiten ließ, ein Vorgang, den die Franzosen selbst als „das Wunder der Marne“ bezeichnen.

Gewisse Abweichungen von dem ursprünglichen Plan sind schon vor dem Kriege durch General von Moltke, der seit 1906 das Amt des Generalstabschefs versah, vorgenommen worden.

General von Moltke, ein Neffe des älteren Moltke, hat den Grundgedanken Schlieffens übernommen, ohne ihn in seiner ganzen Größe und in seiner unerhörten Kühnheit voll zu bejahen. Das eigentlich Wesentliche an dem Schlieffenplan war das Stärkmachen des rechten Flügels bis zu einem Grade, daß jeder Widerstand zertrümmert werden konnte und daß seine unhemmbare Schwungkraft bis zur letzten Entscheidung durchhielt. Moltke ist vor den Gefahren, die eine solche Steigerung des Umfassungsgedankens in sich barg, zwar nicht zurückgeschreckt. Die Vorstellung eines siegreichen Vorgehens der Franzosen über Lothringen in das Saargebiet mit dem Ziel, den ganzen deutschen Schwenkungsflügel abzuquetschen oder nach Norden zu werfen, belastete seine Absichten jedoch schwer. Er war daher sehr bemüht, größere Sicherungen in den Feldzugsplan einzubauen. Der Stoßflügel wurde etwas geschwächt, der Defensivflügel auf reichlich ein Viertel des gesamten Westheeres verstärkt. Diese Kräfte in Elsaß-Lothringen hatten nunmehr aber nicht nur,

im Sinne des Schlieffengedankens, eine bewegliche Verteidigung zu führen, ohne sich zunächst in entscheidende Kämpfe einzulassen, sondern schienen stark genug, um einem südlich Meß auf die Saar angreifenden Feind offensiv zu begegnen. Sie sollten zunächst durch Zurückweichen gewissermaßen „einen Saß öffnen“ und die Franzosen, wenn sie in die Falle gegangen waren, dann in doppelter Umfassung von Meß und von den Vogesen her angreifen.

Mit Recht hat die Kritik darauf hingewiesen, daß das Kräfteverhältnis an der Westfront es nicht erlaubte, neben der gewaltigen Umfassungsbewegung, die, wenn sie sicher funktionieren sollte, alle verfügbaren Kräfte beanspruchte, zugleich noch in den Reichslanden eine Teiloffensive zu führen.

Die schwächende Wirkung dieser Änderung des Schlieffenplanes ist bei Beginn der Operationen im Jahr 1914 in tragischer Weise verstärkt worden durch eine Reihe unglücklicher Maßnahmen der Obersten Heeresleitung, die sich als ein weiteres Abirren von der sehr einfachen Grundidee Schlieffens und als eine Verschiebung der Aufgaben darstellten. Davon wird später noch die Rede sein.

Die Seekriegspläne der Mittelmächte und der Entente

(Strategischer Atlas: Karte 28 bis 33)

Der deutsche Seekriegsplan ging davon aus, daß die britische Flotte der deutschen, trotz des scharfen Rüstungstempos im letzten Jahrzehnt, noch weit überlegen war. Das Risiko einer offenen Seeschlacht schien sehr hoch. Man glaubte daher, auf den vollen und rücksichtslosen Einsatz der Flotte verzichten zu sollen. Statt dessen sollte versucht werden, durch eine Art Kleinkrieg einen allmählichen Kräfteausgleich zu schaffen, um dann mit besserer Aussicht auf Erfolg die Entscheidung annehmen zu können. Der Operationsbefehl nahm daher lediglich die Schädigung der englischen Flotte durch offensive Vorstöße gegen die englischen Blockadebeobachtungstreitkräfte sowie eine bis an die britische Küste getragene Minen- und U-Boot-Offensive in Aussicht.

Bei dem Entschluß, die Flotte nicht zur Entscheidung einzusetzen, haben in hohem Maße auch politische Erwägungen mitgesprochen, die insbesondere in der Person des Reichskanzlers ihre Stütze fanden. Man hielt es für nützlich, die Hochseeflotte bis zum Kriegsende im wesentlichen unverfehrt zu erhalten, um sie bei den Friedensverhandlungen als starkes Machtmittel gegen England in die Waagschale werfen zu können. Der Staatssekretär des Reichsmarineamtes, Großadmiral von Tirpiß, der Schöpfer der deutschen Flotte, hat sich vergeblich gegen eine solche, soldatischem Denken fremde Auffassung aufgelehnt. Er ist jedoch mit seiner auf genauester Kenntnis der deutschen Flotte beruhenden Forderung, daß die Entscheidung gegen England auf hoher See trotz der zahlenmäßigen Unterlegenheit gewagt werden könne, nicht durchgedrungen.

Die englische Admiralität hat, wider Erwarten, auf eine „enge Blockade“ der deutschen Bucht verzichtet. Sie begnügte sich mit einer „Fernblockade“, indem sie mit dem kleineren Teil der Flotte den Kanal, mit dem Hauptteil, der „Großen Flotte“, den Raum zwischen Schottland und Norwegen sperrte. Der Hauptstützpunkt der Großen Flotte war der zwischen den Orkneyinseln nördlich Schottland gelegene Kriegshafen Scapa Flow.

Auch die englische Seekriegsleitung hat keine Entscheidungsschlacht gesucht. Sie glaubte keinen Anlaß dazu zu haben. Die seestrategische Lage der englischen Flotte gegenüber der deutschen war ausgezeichnet. Die deutschen Hochseestreitkräfte konnten sich in dem engen Winkel der deutschen Bucht nicht viel rühren. Ihre Bewegungen wurden genau überwacht. Überraschungen waren kaum möglich. Vorstöße in den Kanal unterlagen der Gefahr, von der „Großen Flotte“ im Rücken gefaßt und abgeschnitten zu werden.

Angeichts der Zurückhaltung beider Gegner hat sich der Seekrieg in den ersten Jahren des Krieges tatsächlich im wesentlichen nur als Kleinkrieg vorgeschobener Kräfte und als Kreuzerkrieg abgespielt, bei dem den Deutschen manch schöner Erfolg beschieden war, der ihnen aber auch harte

Opfer zufügte. Auch der U-Boot-Krieg hat den erhofften Ausgleich der Kräfte nicht herbeiführen können.

Der deutsche Generalstab hat auf die Pläne des Admiralstabes im Frieden keinen Einfluß ausgeübt. Leider hat es vielfach an der erforderlichen Zusammenarbeit der beiden Stellen gefehlt. Jede führte gewissermaßen ihren Krieg für sich. Daß es neben den zwei Fronten Frankreich und Rußland noch eine dritte Front, die Seefront, gab und daß Landkrieg und Seekrieg eine einzige untrennbare Handlung bilden müssen, war vor dem Kriege noch nicht genügend erkannt. Es trat der Fall ein, daß der Staatssekretär des Reichsmarineamts von Tirpiß über den geplanten Einmarsch in Belgien nicht unterrichtet war und daß General von Moltke keine Kenntnis darüber besaß, daß der frühere Plan, die Engländer auf hoher See mit der ganzen Flotte anzugreifen, zugunsten eines Defensivplanes geändert war.

Der Verlauf der Skagerraktschlacht spricht dafür, daß die Auffassung des Großadmirals von Tirpiß doch wohl die richtige gewesen ist. Die Erhaltung der deutschen Flotte bis zum Friedensschluß hat Deutschland keinen Nutzen gebracht. Sie fiel fast unverfehrt in die Hand des Feindes.

Der Krieg des Jahres 1914

Der Feldzug im Westen

(Strategischer Atlas: Karte 2)

Der kühne Versuch, durch vorausbeförderte Truppen, wenige Tage nach der Mobilmachung, die noch unvollkommen armierte Festung Lüttich im Handstreich zu stürmen — der Gedanke stammt aus der Moltkeschen Zeit —, glückte. Dieser Erfolg bewahrte die deutsche Führung vor der Notwendigkeit, über holländisches Gebiet ausbiegend Lüttich nördlich umgehen und dann regelrecht belagern zu müssen.

Die 1. und 2. deutsche Armee konnte nach der Einnahme von Lüttich, noch vor dem völlig beendeten Aufmarsch des Heeres, in den Raum östlich von Brüssel und Namur einströmen. Der französische Generalstabschef, der sich endlich der durch die ausholende deutsche Umfassung drohenden Gefahr bewußt wurde, verschob die 5. Armee in die Ecke zwischen Maas und Sambre, also in den Raum zwischen den beiden Festungen Namur und Maubeuge. Er hoffte, daß sie zusammen mit den Engländern und Belgiern genügen würde, um der deutschen Umfassungsbewegung Halt zu gebieten, während die französischen Hauptkräfte inzwischen durch zwei Gewaltstöße nördlich und südlich von Metz die deutsche Mitte durchbrechen sollten. Es zeigte sich jedoch sehr bald, wie falsch diese Berechnungen waren und in welche gefährliche Lage sie das französische Heer brachten.

Die Grenzschlachten

(Strategischer Atlas: Karte 3 und 4)

Die Kämpfe, die sich vom 20. August ab unter der Bezeichnung der „Grenzschlachten“ in dem weiten Raum zwischen Maubeuge und den Vogesen entspannen, lassen sich in drei

Gruppen einteilen. Im Norden trafen die deutsche 1., 2. und 3. Armee mit starker Überlegenheit und aus operativ sehr günstigen Richtungen bei Mons und Namur auf die Engländer und auf die französische 5. Armee, die durch eine breite Lücke von der französischen Mitte getrennt waren. Die Franzosen gerieten hier in die höchste Gefahr, zwischen der deutschen 2. Armee, die von Norden her zwischen Maubeuge und Namur über die Sambre angriff, und der 3., die aus östlicher Richtung gegen ihre Flanke und ihren Rücken marschierte, zermalmt zu werden. Indessen ließ sich die deutsche 3. Armee durch Vorstellungen des Führers der 2., der auf enge Fühlung drängte und im übrigen selbst zu früh angriff, aus der wirksamsten Richtung auf Givet, wo nach den vorliegenden Nachrichten die Maas kaum besetzt war, nach Norden ablenken. Die Franzosen und Engländer konnten gerade noch zur rechten Zeit nach Süden abmarschieren. Die erste Möglichkeit, an der operativ wichtigsten Stelle eine Vernichtungsschlacht zu schlagen, die für die Gesamtlage sich entscheidend hätte auswirken müssen, war verpaßt. Die Oberste Heeresleitung, die die Gunst der Lage besser übersah als die Armeeoberkommandos, hatte aus grundsätzlicher Einstellung heraus darauf verzichtet, in die örtliche Führung der Schlacht einzugreifen. Sie glaubte sich mit allgemeinen Direktiven begnügen zu sollen.

Eine ähnliche Möglichkeit zu einer Vernichtungsschlacht hatte sich inzwischen auf dem entgegengesetzten Kampffchauplatz in Lothringen ergeben. Hier taten die französische 1. und 2. Armee, was kaum erhofft werden durfte, den Deutschen tatsächlich den Gefallen, in den „Sack“, den man durch Ausweichen der deutschen 6. Armee in den Raum östlich Metz und durch Bereitstellung der 7. Armee in den Vogesen südlich von Saarburg geöffnet hatte, hinein zu marschieren. Allerdings geschah dies in einer zögernden und vorsichtigen Form, so daß im Hauptquartier des bayrischen Kronprinzen, dem außer seiner 6. Armee auch die 7. unterstellt war, Zweifel entstanden, ob es dem Feind mit dem Angriff recht Ernst sei. Ohnehin führte die überwiegend aus Bayern bestehende 6. Armee in diesen Tagen allgemeinen stürmischen Vorgehens

den Befehl zum Rückmarsch nur mit größtem Widerstreben aus. In ungeduldigem Drange an den Feind zu kommen, entschloß sich das Oberkommando, den Leitgedanken der Operation, den Feind so tief nach Lothringen hineinzulocken, daß ihm durch beiderseitigen Flankenangriff ein „Cannä“ bereitet werden konnte, fallen zu lassen. Die Oberste Heeresleitung unterließ es auch hier, mit fester Hand einzugreifen. So wurde zum zweitenmal durch matte Zügelführung eine Möglichkeit versäumt.

Inzwischen waren auch auf dem mittleren Kampfplatz, zwischen Namur und Metz, Schlachten geschlagen. Die beiden linken Armeen des deutschen Schwenkungsflügels, die 4. und 5., prallten auf die Gegenoffensive der französischen 3. und 4., die, um ein Drittel stärker, im Durchbruch die Feldzugsentscheidung erstrebten. Trotz ihrer Unterlegenheit errangen die Deutschen in den Begegnungsschlachten von Neufchâteau und Longwy fast allzu rasche Siege. Es wäre kein Schade gewesen, wenn die Kämpfe sich hier länger hingezogen hätten. Denn jeder weitere Kampftag führte die drei deutschen Armeen des rechten Flügels in ihrem unaufhaltsamen Vorgehen nach Südwesten tiefer in die Flanke und in den Rücken der in Lothringen kämpfenden französischen Hauptkräfte.

Am 25. August vermochte die deutsche Oberste Heeresleitung das Ergebnis der ersten Kämpfe zu übersehen. Bei oberflächlicher Betrachtung konnte es scheinen, als sei durch die Kette von Siegen vom rechten bis zum linken Flügel der Plan der deutschen Umfassung auf das Glücklichsste in die Wege geleitet. Die Oberste Heeresleitung war sogar der Meinung, daß die Entscheidung im Westen bereits gefallen sei und daß das französische und das englische Heer in Auflösung zurückfluteten.

Dies war einer der folgenschwersten Irrtümer des Krieges. Tatsächlich war noch nirgends eine Entscheidung errungen. Der Rückzug des geschlagenen Feindes vollzog sich in Ordnung und unter fester Führung. Gerade jetzt kam es darauf an, daß der deutsche Umfassungsflügel, ausgerichtet wie ein „bataillon carrée, mit Führung links und Augen rechts“ seine gewaltige

Bewegung durchführte. Gerade jetzt mußte der Generalstabschef die Zügel ganz straff halten.

Über die Weiterführung der Operation im Sinne eines Schließens konnte ein Zweifel nicht bestehen: Die Gefahr für Elsaß-Lothringen war gebannt. Es mußten also die hier freigeordneten Kräfte auf dem Entscheidungsflügel verwendet werden. Es konnte dies entweder durch eine allgemeine Rechtschiebung erreicht werden, etwa derart, daß die 6. Armee an Stelle der 5. die Deckung gegen Verdun übernahm und diese damit ganz für die Umfassungsoperation frei wurde oder daß man die 6. Armee mit der Bahn und im Fußmarsch mit höchster Eile als rückwärtige Staffel dem äußersten rechten Heeresflügel nachführte.

General von Moltke konnte sich in den einfachen Grundgedanken des Schließensplans indessen nicht mehr zurückfinden. Es entstand bei ihm der Gedanke, die einseitige Umfassung im Norden zu einer doppelseitigen auch vom Süden her zu erweitern. Die 6. Armee erhielt Befehl die Verfolgung fortzusetzen, um zwischen Toul und Epinal durchzubrechen. Geling das Unternehmen, so bahnte sich allerdings ein „Cannä“ so riesenhaften Ausmaßes an, wie es die Weltgeschichte bisher noch nicht erlebt hatte.

So bestehend der Gedanke war, so irrte er entscheidend in der Einschätzung der Widerstandskraft der französischen Festungsfront Toul—Nancy—Epinal, die, wie man aus den Generalstabserkundungen der Friedenszeit wußte, schon von Natur aus sehr stark und mit großen Mitteln ausgebaut war. Diese Festungen fielen nicht, wie es oben in Belgien geschah, wie Kartenhäuser zusammen. Die 6. und 7. Armee verblutete sich vor ihnen.

Die hellseherische Sorge, die den Grafen Schlieffen noch in den letzten Fieberdelirien vor seinem Tode gequält hatte, ob der rechte Flügel stark genug sei, belastete die Oberste Heeresleitung bis zum 3. September wenig. Der Generalstabschef schwächte den ohnehin schon zu schwachen Schwenkungsflügel um zwei durch den raschen Fall der Festung Namur frei gewordene Korps, um sie, als erste Staffel der geplanten West-Ostbewegung, dem bedrängten Osten zu Hilfe zu schicken.

Ursprünglich hatte er sogar an die Entsendung von sechs Korps gedacht.

Das Wegziehen der beiden Korps von dem rechten Heeresflügel war um so bedenklicher, als noch zwei andere Korps vor Antwerpen festlagen und ein weiteres zur Belagerung von Maubeuge abgezweigt werden mußte. Über freie Heeresreserven verfügte die Oberste Heeresleitung überhaupt nicht mehr, nachdem sie das letzte, was sie besaß, sechs Ersatzreserve-Divisionen, der 6. Armee, also dem linken Heeresflügel, überwiesen hatte.

Die Marneschlacht

(Strategischer Atlas: Karte 4 und 5)

In diesen schicksalsschweren Tagen, in denen sich so vieles, noch unsichtbar für das deutsche Heer, zum Unglück wendete, machte der französische Oberbefehlshaber General Joffre eine gewaltige Anstrengung, um den französischen linken Heeresflügel aus der furchtbaren Lage, in die er geraten war, zu befreien und die verlorene Handlungsfreiheit zurückzugewinnen.

Die geschlagenen Armeen sollten an der Marne, äußerstenfalls an der Seine, zwischen den Pfeilern Paris und Verdun hängend, wieder Front machen. Hier sollte dann die Entscheidungsschlacht geschlagen werden. Alle an der lothringischen Festungsfront entbehrlichen Kräfte wurden dem Nordflügel zugeführt. In Paris sammelte sich als Flankierungsgruppe die 6. Armee.

Der Gedanke, den linken französischen Flügel in schneller Bewegung von den heftig verfolgenden Deutschen zu lösen und bis zur Marne oder Seine zurückzuführen, hat sich nur mühsam und unter schweren Kämpfen durchsetzen lassen. Es bleibt, nach dem offensichtlichen Versagen der französischen Führung in der Anlage des Feldzugsplanes und in den ersten Kämpfen, das geschichtliche Verdienst des Generals Joffre, daß er in der Zeit vom 25. August bis zum 5. September mit zähem unbeirrbarem Willen, freilich auch vom Glück begünstigt, an

diesem Entschluß festgehalten und damit die Voraussetzungen für die Marne Schlacht geschaffen hat.

Alle Anstrengungen hätten ihm aber nichts genützt, wenn, wie Graf Schlieffen es geplant hatte, die drei deutschen Flügelmeeen ihre Marschrichtung auf Paris und auf das westlich von Paris gelegene Gebiet hätten beibehalten können. In ihrem reißenden Strom wäre Paris überflutet und jeder Widerstand fortgerissen worden.

Noch am 27. August hatte die deutsche Heeresleitung der 1. Armee die untere Seine westlich Paris und der 2. Armee Paris selbst als Ziel angegeben. Schon am 30. August zeigte es sich aber, daß diese Ausdehnung zu groß war und daß die Armeen scharf nach links zusammengezogen werden mußten, wenn man sie nicht in Gefahr bringen wollte, auseinandergerissen zu werden. Statt der 2. erhielt die 1. Armee Paris als Marschrichtungspunkt. Aber auch das erwies sich als nicht mehr ausführbar. Schließlich marschierte auch die 1. Armee, um den Anschluß zu halten, östlich von Paris. Der deutsche rechte Heeresflügel war zu schwach geworden. Damit verlor aber der ganze Operationsplan seinen innersten Sinn. Der deutsche Umfassungslügel wurde jetzt selbst von Paris her umfaßt. Das französische Heer war im Begriff seine Operationsfreiheit zurückzugewinnen.

Joffre hat die große Chance erkannt. Er befahl für den 6. September die Offensive der gesamten Front zwischen Verdun und Paris unter Umfassung des deutschen rechten Flügels. Das strategische Bild hatte sich total umgekehrt.

Die plötzliche Gefahr ist der deutschen Heeresleitung erst am 4. September bewußt geworden. Aus allen Illusionen gerissen, geriet der Generalstabschef, der in keinem seiner Mitarbeiter innerhalb der Obersten Heeresleitung eine starke Stütze fand, unter der Last der neuen Sorge in einen Zustand tiefster seelischer Niedergeschlagenheit.

Noch war nichts verloren. Es hätte auch jetzt noch der festen klaren Führung bedurft, um mit einem so unvergleichlichen Instrument, wie es das deutsche Heer war, die Krise zu meistern. Der Generalstabschef hat am 4. September noch einen Versuch gemacht, eine neue Operation einzuleiten. Der

Schlieffensche Umfassungsgedanke, darüber war er sich klar, war mißglückt. Er versuchte daher die Schwungkraft des deutschen Heeres in andere Richtung zu lenken. Das Schwergewicht des Angriffs sollte auf die Mitte und den linken Flügel verschoben werden. Die 6. und 7. Armee, die schon seit Tagen in heißem Kampfe vor der Festungsfront Nancy—Epinal standen, erhielten Befehl, mit verdoppelter Anstrengung den Durchbruch dort zu erzwingen; die Heeresmitte, 3., 4. und 5. Armee, sollte ihnen, um Verdun herum nach Süden schwenkend, den Weg durch die Festungsfront von rückwärts öffnen helfen. Dem rechten Heeresflügel, 1. und 2. Armee, wurde die Sicherung gegen Paris übertragen. Auch dieser Plan ist nicht mehr zur Durchführung gelangt. Der Feind diktierte jetzt das Gesetz des Handelns. Der Angriff des linken Heeresflügels blieb erfolglos. Die Heeresmitte wurde in die gewaltigen Kämpfe verwickelt, die durch die große französische Gegenoffensive entfesselt wurden. Ihr Vormarsch geriet zunächst ins Stocken. Auf dem rechten Flügel aber entstand durch den französischen Flankenstoß aus Paris eine überaus gefährliche Lage, die das deutsche Heer plötzlich an den Rand des Verderbens brachte.

Die Entschlußkraft des Generalstabschefs war durch die Anordnungen am 4. und 5. September erschöpft. Die Oberste Heeresleitung blieb in den entscheidenden Tagen vom 5. bis 8. September fast untätig. Sie ließ den Dingen ihren Lauf. Der körperlich und seelisch kranke Generalstabschef saß über schweren Gedanken grübelnd weit hinten im Hauptquartier Luxemburg und fand den naheliegenden Entschluß nicht, nach vorn zu den Armeeoberkommandos zu eilen oder den Generalquartiermeister oder Chef der Operationsabteilung dorthin zu schicken. Drei Tage lang kämpfte das Heer sozusagen führerlos in der Entscheidungsschlacht. Und als General von Moltke sich endlich am 8. September dazu aufraffte, einen seiner Offiziere mit unbestimmten Weisungen nach vorn zu schicken, wählte er den von krankhaftem Pessimismus befallenen Oberstleutnant Hentsch, der schließlich alles verdarb.

Das tragische Bild des deutschen Generalstabschefs, der nach

übereinstimmendem Urtheil ein wahrhaft vornehmer Charakter und edler Mensch, aber zu seinem Amt nicht berufen und ihm nicht gewachsen war, steht in düsterem Gegensatz zu dem kraftvollen Handeln der Unterführer an der Front. Die 1. Armee, die entgegen den Weisungen der Obersten Heeresleitung vom 4. September, am 5. den Vormarsch in südlicher Richtung, an Paris vorbei, fortgesetzt hatte und dadurch noch tiefer in die Umfassung hinein geraten war, machte ihren schweren Fehler wieder gut. Mit einer unerhörten Kraftanstrengung warf Generaloberst von Kluck die Masse der Truppen nach Norden, um den Flankenstoß der französischen Umfassungsgruppe zu parieren. Allerdings wurde der deutsche rechte Heeresflügel durch dieses Manöver nun tatsächlich auseinandergerissen. Zwischen der 1. und 2. Armee entstand eine Lücke, in welche die Engländer langsam und vorsichtig, ohne zunächst ernststen Widerstand zu finden, hineinmarschierten.

Am 9. September war die Lage so, daß die deutsche 1. Armee über die französische 6. Herr geworden war und sie in Richtung Paris zurückzudrängen begann. In der Lücke zwischen der 1. und 2. Armee bestand noch immer eine gefährliche Schwäche, jedoch waren Gegenmaßnahmen eingeleitet, und die Krise verlor auch hier sichtbar ihre Schärfe. Der linke Flügel der 2. und der rechte Flügel der 3. Armee hatten die französische 9. Armee geschlagen und warfen sie auf die Seine zurück. Auch der rechte Flügel der 5. Armee drang langsam vorwärts. Verdun war fast eingeschlossen. Im ganzen neigte die Schale des Sieges sich deutlich auf die Seite der Deutschen. Das heißersehnte Ziel, der entscheidende Sieg im Westen, stand zum Greifen nahe.

In diesem weltgeschichtlichen Augenblick ist dann durch den Abgesandten des Generalobersten von Moltke der Rückzug des rechten deutschen Heeresflügels namens der Obersten Heeresleitung veranlaßt worden. Es handelt sich hier um Vorgänge, die nichts mehr mit dem klaren Gedankenbereich der Strategie zu tun haben, sondern in die Grenzbezirke krankhafter geistiger und seelischer Verwirrung gehören.

Von den Armeeführern kam niemand auf den vielleicht rettenden Gedanken, dem unheilvollen Wirken des Oberstleutnants aus

eigener Verantwortung Einhalt zu tun und unter Aufnahme der Verbindung unmittelbar mit dem Generalstabschef und den Oberbefehlshabern der Nachbararmeen die Offensive fortzusetzen. Keiner von ihnen besaß einen ausreichenden Überblick über die wirkliche Lage und ahnte die tragischen Folgen. Sie gehorchten nach alter soldatischer Ordnung dem Befehl.

Am 11. September, zu spät, begab sich Generaloberst von Moltke endlich selbst an die Front, um mit den Oberkommandos persönlich Fühlung zu nehmen. Unter dem Eindruck alarmierender Nachrichten aus dem Bereich der 2. und 3. Armee ordnete er mit versagenden Nerven den Rückzug für das gesamte Heer, auch für den linken Flügel an. Unter Mitwirkung des Generalquartiermeisters von Stein und des Chefs der Operationsabteilung Tappen wurde dann in den nächsten Tagen eine Linie festgelegt, in der das Heer wieder Front machen sollte.

Inzwischen war der Abtransport der Hauptteile der 7. Armee aus Lothringen nach dem rechten Heeresflügel angeordnet. Die ersten Korps kamen gerade zur rechten Zeit, um die immer noch offene Lücke zwischen der 1. und 2. Armee, die der eigentliche Anlaß zum Marnerückzug gewesen war, zu schließen und die Gefahr der Sprengung des rechten Heeresflügels zu verhindern. Am 15. September bestand endlich wieder eine feste durchlaufende Front, die hinter der Aisne und Vesle von Compiègne bis Reims und von da in ziemlich gerader Linie durch die Champagne nach der Nordfront von Verdun verlief. Verdun umkreisend nahm sie ihren Fortgang ungefähr längs der elsass-lothringischen Grenze.

Die Ernennung Falkenhayns zum Generalstabschef

Damit fand der erste Feldzugsabschnitt im Westen sein Ende. Generaloberst von Moltke wurde von der Weiterführung der Operationen entbunden und später zum stellvertretenden Generalstab nach Berlin versetzt. Ein neuer Mann trat an die Spitze der Heeresleitung, ein junger General, der vor noch nicht langer Zeit durch seine Ernennung zum Kriegsminister die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte, General von Fal-

kenhayn. Er fand im Westen und Osten eine sehr schwierige Lage vor. Große Entschlüsse waren zu fassen; unter dem ungeheuren Druck der fließenden Verhältnisse mußte ein neuer Feldzugsplan entworfen werden.

Die erste Sorge Falkenhayns war, die Linie, in der die Rückwärtsbewegung zum Stehen gekommen war, zu sichern und unter allen Umständen zu halten. Kein Schritt sollte weiter zurückgegangen werden.

Gleichzeitig sah sich der Generalstabschef nach Möglichkeiten um, die Offensive wieder in Gang zu bringen, um die verlorene Initiative zurückzugewinnen. Da Angriffe zwischen Noyon und Reims ergebnislos blieben, lenkte sich sein Blick auf den freien Raum zwischen Noyon und dem Meer. Dort hin dirigierte er Zug um Zug alle Kräfte, die er im Laufe der nächsten Wochen und Monate aus den übrigen Teilen der Front herauszog.

Den gleichen Gedanken, den Gegner im Raume westlich Noyon zu überflügeln, beschäftigte den General Joffre, nachdem er die Hoffnung, die ins Wanken geratenen Armeen des rechten deutschen Heeresflügels durch frontalen Angriff zu zertrümmern, hatte aufgeben müssen. Auch seine Sorge war darauf gerichtet, die erreichte Linie unter allen Umständen zu halten und zu sichern. Er gelangte, ebenso wie Falkenhayn, nur zu einer allmählichen Verlängerung des Westflügels. Den Entschluß, die Front so zu schwächen, daß eine ausreichend starke Umfassungsgruppe bereit gestellt werden konnte, um die Entscheidung zu erzwingen, haben beide Feldherren nicht gefunden.

Der „Wettlauf zum Meer“

(Strategischer Atlas: Karte 6)

Aus dem beiderseitigen Verfahren des tropfenweisen Ein-satzes der verfügbar gemachten Kräfte entwickelte sich der sogenannte „Wettlauf zum Meer“, den man richtiger als ein „Ringens um die Flanke“ bezeichnen kann. Weder kam es zu einer Umfassung, noch gelang es, die erstarrenden Fronten wieder in Bewegung zu versetzen. Jeder Versuch der Überflügelung, sowohl von deutscher wie von französischer Seite,

endigte in der gleichen Weise. Nach heftigem Zusammenprall blieben die zur Umfassung angelegten Verbände liegen und gruben sich ein. Die Franzosen waren dabei infolge ihrer günstigeren rückwärtigen Verbindungen sehr im Vorteil. Die Front nahm daher von Noyon eine scharfe Wendung nach Norden, sie führte über Arras nach Lille.

Diese ermüdende Folge von Kämpfen erreichte in der Schlacht bei Ypern und an der Yser noch einmal einen grandiosen Höhepunkt und zugleich ihren Abschluß. Falkenhayn hatte sich entschlossen, die letzte Reserve, die er besaß, vier von den fünf jungen, hauptsächlich aus Freiwilligen bestehenden Korps, die in aller Eile, in wenigen Wochen, in der Heimat aufgestellt und ausgebildet waren, einzusetzen. Sie sollten längs der Küste die Umfassung oder, wenn es nicht anders ging, den Durchbruch erzwingen. Er raffte dazu auch sonst alle Kräfte zusammen, die er in der ausgebluteten Front frei machen konnte.

Das traurige Ergebnis der Schlacht von Ypern ist bekannt, und ebenso bekannt sind die Gründe des furchtbaren Fehlschlages. Man kann nicht Truppen nach einigen Wochen Exercierens auf dem Kasernenhof und nach ein paar Übungen auf dem Truppenübungsplatz unmittelbar in die Schlacht werfen. Die Begeisterung allein macht den Rekruten noch nicht zum Soldaten.

Die Hoffnung, wenigstens die Kanalrüste zu gewinnen, von der aus man England wirksam hätte bekämpfen können, blieb unerfüllt. Nur Brügge kam als wertvoller U-Boot-hafen in deutsche Hände.

Wer empfindet nicht den Unterschied zwischen dem hinreißenden Schwung der ersten Kriegsepoche bis zur Marne-schlacht, die unter dem Gedanken des Grafen Schlieffen gestanden hatte, oder den gewaltigen Operationen des Ostheeres, die erfüllt waren von dem Feuer Hindenburg-Ludendorffschen Geistes, und diesem langsam und mühselig weiterflackernden „Wettlauf zum Meer“! Es war die Strategie der Vorsicht. Sie ließ außer acht, was der Grundgedanke der Schlieffen-Moltkeschen Operationen gewesen war, daß in diesem Kriege alles gewagt werden mußte, um eine rasche Entscheidung

herbeizuführen. Die Zeit arbeitete nicht für die Mittelmächte, sondern für die Entente. Indem Falkenhayn die Behauptung des errungenen Bodens zum obersten Gesetz erhob, legte er der operativen Handlungsfreiheit Fesseln an, aus denen sich das deutsche Heer bis zum Ende des Krieges nicht mehr zu befreien vermochte. Es versank, sehr zu seinem Unheil, im Schützengrabenkrieg, in dem alle Kunst der Führung erstickt ist.

Der Gedanke, daß das deutsche Heer beweglich bleiben müsse, um zu siegen, ist in der Nacht vom 14. zum 15. September, also unmittelbar nach der Amtsübernahme, bligartig in dem durch den Wechsel fieberhaft erregten Geist Falkenhayns aufgetaucht. Er fand seinen Niederschlag in einem „Operationsplan“. Dieser sah ein weiteres Absetzen des rechten Heeresflügels vom Feind in der Weise vor, daß die 1. Armee exzentrisch den Rückzug nach Norden fortsetzen sollte, bis die 6. Armee, deren Versammlung bei Metz bereits befohlen war, eingreifen konnte. Inzwischen hatten die übrigen Armeen den Anprall der Franzosen elastisch aufzuhalten. Sobald der verstärkte rechte Heeresflügel operationsbereit war, sollte die Offensive staffelweise von links, bei der 5. Armee beginnend, als neue große Umfassungsbewegung wieder aufgenommen werden.

Dieser Plan, der dem Krieg im Westen wahrscheinlich einen anderen Verlauf gegeben hätte, ist dem Generalstabschef vom Chef der Operationsabteilung ausgedrückt worden. Oberst Tappen hatte bei einer Frontfahrt inzwischen anderweitige Verabredungen mit den Armeeführern des rechten Heeresflügels im Sinne des unbedingten Festhaltens der erreichten Linie und der Wiederaufnahme des Angriffs unmittelbar aus ihr getroffen. Er riet dringend von einer Änderung dieser Abrede ab, und Falkenhayn hat sich seinem Rat gefügt.¹⁾ Die Dinge nahmen dann den oben bereits gekennzeichneten Verlauf.

Man wird die Stunde dieser Unterredung als eine der folgenschwersten des Weltkrieges bezeichnen müssen. Sie hat wesent-

¹⁾ Vgl. Reichsarchiv: Der Weltkrieg, Bd. 5, S. 21.

lich den Verlauf der nachfolgenden Operationen bestimmt und war die Geburtsstunde eines vierjährigen Stellungskrieges.

Die Kritik an der Feldherrntätigkeit Falkenhayns im Herbst 1914 richtet sich aber noch gegen einen anderen Punkt. Anfang November hätte der Generalstabschef erkennen müssen, daß die Ypernoffensive ebenso wie alle vorhergehenden Umfassungsversuche mißglückt war und daß das abgekämpfte deutsche Heer nicht mehr in der Verfassung war, den Durchbruch zu erzwingen. Dagegen bot sich im Osten eine glänzende Aussicht, nach Überführung starker Kräfte unter der Führung Hindenburgs und Ludendorffs bei Lodz eine Entscheidung gegen das russische Heer zu erzwingen. Falkenhayn hat jedoch mit nicht zu rechtfertigender Hartnäckigkeit an der Fortsetzung der Kämpfe bei Ypern bis zur völligen Erschöpfung festgehalten. Das Ostheer erhielt infolgedessen zu spät und zu wenig Verstärkungen. Die Folge war, daß die Schlacht bei Lodz nicht zu dem wurde, was sie hätte werden können. Die Möglichkeit, nach dem Mißlingen der Westoffensive in raschem Wechsel der Hauptkampffront eine Entscheidung gegen Rußland herbeizuführen, ist ungenutzt geblieben.

So wird man sagen müssen, daß auch über diesem zweiten Abschnitt deutscher Heeresführung im Spätherbst 1914 ein unglücklicher Stern gestanden hat. Die Kriegsführung des neuen Generalstabschefs hatte die Bahnen verlassen, die der ältere Moltke und Graf Schlieffen dem Generalstab gewiesen hatte. Sie bewegte sich in einer verhängnisvollen Richtung weiter.

Der Feldzug im Osten

Der Feldzug Österreich-Ungarns

(Strategischer Atlas: Karte 7 und 8)

Im Osten erstreckte sich die Hauptkampffront von der rumänischen Grenze bis zur Ostsee. Serbien war Nebenkriegsschauplatz.

Der österreichisch-ungarische Aufmarschplan rechnete mit den beiden Möglichkeiten, daß der Krieg entweder auf dem Balkan „lokalisiert“ werden könne oder daß Rußland eingreifen werde. Im ersteren Falle sollte ein Drittel der K. u. K. Armee gegen Serbien mobil gemacht werden, im letzteren war beabsichtigt, vier Fünftel des Heeres gegen Rußland und ein Fünftel gegen Serbien aufmarschieren zu lassen.

Tatsächlich ist dann am 28. Juli 1914 in der abwegigen Hoffnung, daß Rußland neutral bleiben oder daß sein Eingreifen sich so lange hinzögern werde, bis die Entscheidung auf dem Balkan gefallen sei, zunächst nur die Mobilmachung und der Aufmarsch gegen Serbien befohlen worden. Als der russische Mobilmachungsbefehl vom 30. Juli die Illusionen zerstörte, hielt die österreichisch-ungarische Heeresleitung es aus eisenbahntechnischen Gründen nicht mehr für angängig, die bereits eingeleiteten Maßnahmen noch umzudisponieren. Es standen infolgedessen bei Beginn der Operationen nur zwei Drittel der österreichischen Streitkräfte gegen den Hauptfeind Rußland zur Verfügung. Man hat den Fehler zu korrigieren versucht, indem man eine der drei gegen Serbien aufmarschierten Armeen, nachdem sie kurze Zeit demonstrierend vor Belgrad gestanden hatte, ohne in den Kampf der beiden anderen entscheidend einzugreifen, nach Galizien hinüberzog. Sie traf jedoch dort zu spät ein, um an der Entscheidung noch etwas ändern zu können.

Diese höchst unglücklichen Aufmarschanordnungen hatten die weitere Folge, daß die Operationsbereitschaft der gegen Rußland bestimmten Kräfte sich um volle vier Tage verzögerte. Hierdurch wurde der ganze österreichische Feldzugsplan in Frage gestellt.

Auf diese Weise war der österreichisch-ungarische Generalstabschef Conrad von Hötzendorf gleich zu Beginn des Feldzuges vor schwere Entschlüsse gestellt.

Conrad war eine völlig andere Erscheinung wie Moltke oder wie Falkenhayn. Ein hochstrebender, phantasiereicher, ans Geniale grenzender Geist, von glühendem Ehrgeiz für die Monarchie und für sich selbst beseelt, jedem kühnen Plan zugänglich, aber die realen Möglichkeiten oft aus dem Auge

verlierend, mutete er der R. u. R. Armee mehr zu, als sie zu leisten vermochte. Er vergaß nur allzu oft die Schwäche des Instruments, das er zu führen hatte, und stürzte daher immer wieder von der Höhe seiner Gedankenwelt in die Tiefe der rauhen Wirklichkeit.

Der General hatte die Absicht, seine Aufgabe, dem gegen Frankreich operierenden deutschen Heer den Rücken freizuhalten und Zeit zu gewinnen, bis deutsche Verstärkungen im Osten eintreffen konnten, offensiv zu lösen. Er wollte die kürzere Aufmarschzeit und insolgedessen frühere Operationsbereitschaft der R. u. R. Armee zu einem schnellen Schlage gegen die noch in der Versammlung befindlichen Russen ausnutzen. Es stand ihm die knappe Zeit etwa vom 20. bis 30. Mobilmachungstage hierfür zur Verfügung. Später gewannen die Russen eine wachsende Überlegenheit. Es kam also auf rasches Handeln an. Die Verzögerung des österreichischen Aufmarsches infolge der verfehlten Aufmarschdispositionen um volle vier Tage mußte sich daher geradezu verhängnisvoll auswirken. Am 23. Mobilmachungstage, an dem der österreichische Vormarsch spätestens beginnen sollte, war der Aufmarsch noch lange nicht beendet. Es fehlte an der planmäßigen Feldstärke von einer Million Mann noch eine volle Viertelmillion. Trotzdem hat Conrad an dem Entschluß zur Offensive festgehalten.

Dieser Entschluß wird von einigen gelobt, von anderen getadelt. Der Plan, die Russen anzugreifen, war kühn und gewagt. Wäre er in der ursprünglich beabsichtigten Weise mit allen verfügbaren Kräften und bei rechtzeitig vollendetem Aufmarsch zur Durchführung gelangt, so hätte er zweifellos eine Chance des Erfolgs gehabt. Indessen traf in der veränderten Lage der Grundgedanke, das noch nicht operationsbereite russische Heer mit dem bereits fertigen österreichischen anzugreifen, nicht mehr zu. Es fragt sich daher, ob das Festhalten an dem Plan noch berechtigt war. Wahrscheinlich hätte sich der Zweck dieser ersten Operationen, Zeit zu gewinnen, mit weit geringeren Opfern durch strategische Defensive unter Anlehnung an die Flußläufe des Dniestr und San und an den Gebirgswall der Karpathen erreichen lassen. Bei

diesem Verfahren waren weniger Vorbeeren für die R. u. R. Armee zu gewinnen, aber dafür war die Aussicht größer, daß sie ihre volle Kampfkraft für den späteren Entscheidungskampf behielt.

Vorsichtige Zurückhaltung und Defensive gleich zu Beginn des Krieges entsprach jedoch der Natur des Generals von Conrad nicht. Er war entschlossen, trotz allem den Angriff gegen das russische Heer zu wagen.

Der russische Plan sah den Aufmarsch in zwei Gruppen gegen Ostpreußen und gegen Galizien vor. Von der Überlegenheit des russischen Heeres — es standen 135 russische Divisionen gegen 75 österreichisch-ungarische und deutsche — erhofften die Alliierten die Entscheidung des Krieges. Die Schwierigkeiten bestanden nur darin, die Masse des russischen Heeres aus der Tiefe des weiträumigen Landes rasch an die Grenze zu bringen. Die Beschleunigung des Aufmarsches war daher die Haupt Sorge nicht nur des russischen, sondern auch des französischen Generalstabes gewesen. Milliarden französischen Geldes waren vor dem Kriege aufgewandt worden, um das strategische Bahnnetz in Rußland auszubauen. Tatsächlich ist es hierdurch gelungen, die Masse des russischen Heeres so frühzeitig an den Grenzen bereitzustellen, daß der Vormarsch annähernd zur gleichen Zeit wie der deutsche und österreichische beginnen konnte. Die asiatischen Korps fehlten allerdings noch, so daß nur gegen die deutschen Streitkräfte in Ostpreußen ungefähr die doppelte Überlegenheit erreicht war, während das Kräfteverhältnis bei dem ersten Zusammenstoß mit der R. u. R. Armee sich ungefähr die Waage hielt. In den zweieinhalbwöchigen Kämpfen ist dann schnell eine Änderung zugunsten des österreichischen Heeres eingetreten.

Gegen den Entschluß der russischen Führung, die Zeit zu nutzen, in der die Masse des deutschen Heeres im Westen gebunden war, und ohne die Versammlung aller Kräfte abzuwarten, anzugreifen, sind kritische Einwendungen nicht erhoben worden.

Und auch dagegen ist schwerlich etwas zu sagen, daß zuerst die beiden Eckpfeiler der strategischen Verteidigungsstellung im Osten, Ostpreußen und Galizien, die den Weg ins Innere

Deutschlands sperrten, zertrümmert werden sollten. Was endlich die Verteilung der Kräfte anlangt, zwei Armeen gegen den deutschen Feind und fünf Armeen gegen Österreich-Ungarn, so entsprach auch dies einer richtigen Bewertung. Der Landesverrat des K. u. K. Obersten Redl trug seine Früchte.

Die Aufstellung der russischen Armeen im Halbkreis um Galizien, zwischen Ljublin und der rumänischen Grenze ergab einen konzentrischen Vormarsch in südwestlicher Richtung. Demgegenüber ging der Anmarsch des österreichisch-ungarischen Heeres exzentrisch nach Norden und Osten auseinander. Auch in dieser Hinsicht waren die Österreicher also im Nachteil.

Es schien jedoch zunächst, als ob General von Conrad trotz der nicht eben günstigen Voraussetzungen mit seiner Offensive nach Polen Erfolg haben würde. Der starke linke Heeresflügel warf die Russen bei Krasnič und bei Tarnowatka—Komarow zurück. Es waren die gleichen Tage vom 23. bis 25. August, an denen das deutsche Westheer seine glorreichen Siege erröcht.

Der schwächere rechte österreichische Flügel in Ostgalizien, der die Offensive des linken zunächst decken sollte, geriet bei Błocznica in schwere Bedrängnis und mußte geschlagen auf Lemberg zurückweichen. Hier rächte sich bereits der verfehlte Aufmarsch.

Die mit aller Beschleunigung aus Serbien herangezogene und Hals über Kopf, divisionsweise, in den Kampf geworfene 2. Armee kam zu spät. Es war in Ostgalizien inzwischen eine überaus gespannte Lage entstanden.

Ein Feldherr, der den geplanten Gesamtablauf des Feldzuges im Westen und Osten fest im Auge behielt, hätte in diesem Augenblick noch den Entschluß fassen können, den Kampf, der ja nicht als Entscheidungsschlacht gedacht war, abzubrechen und sich hinter San und Dnjestr, oder hinter den Karpathen, zu neuer Verteidigung bereitzustellen.

Aber Conrad glaubte, angefeuert durch die Erfolge des linken österreichischen Flügels im südlichen Polen und durch den Siegeszug der Deutschen im Westen, das Schicksal herausfordern zu können. Er setzte den Kampf fort, der sich nun tatsächlich zur Entscheidungsschlacht auswuchs. Angesichts der

dem rechten österreichischen Flügel drohenden Gefahr mußte allerdings die Offensive in Polen abgebrochen werden. In erstaunlicher Beweglichkeit, aus Sieg und Verfolgung heraus, wurde ein Teil der dort fechtenden Kräfte nach dem rechten Heeresflügel herübergeworfen. Jedoch scheiterte der Versuch, die Lage in Galizien wiederherzustellen. Die russische Überlegenheit machte sich immer mehr fühlbar. Die überanstrengte R. u. R. Armee, die furchtbare Verluste erlitt, begann zu versagen. Am dem gleichen 9. November, an dem der deutsche Feldherr im Westen sich den halb errungenen Entscheidungssieg aus den Händen gleiten ließ, mußte sich der österreichische Generalstabschef, nach einem Kampf bis zur letzten Möglichkeit, geschlagen bekennen. Über den San und über die starke Festung Przemyśl hinweg flutete das österreichisch-ungarische Heer bis hinter die Wisloka zurück. Blieben die Russen in kräftiger Verfolgung, so war ihnen der Weg, über die nur schwach gesicherten Karpathen nach Ungarn oder in westlicher Richtung nach Schlesien kaum zu wehren. Es war ein Glück, daß sie zu wenig beweglich waren, um die Gunst der Lage rasch auszunutzen. Sie hatten auch mit ihren rückwärtigen Verbindungen Schwierigkeiten. Jedenfalls ließen sie den Mittelelmächten Zeit, sich aus der sehr bedrohlichen Lage zu befreien.

Die R. u. R. Armee hat sich von dieser ersten großen Niederlage nie mehr ganz erholt. Schwerer noch als die Verluste an Menschen und Material wog das Gefühl, den Russen unterlegen zu sein. Es zeigt sich hier besonders deutlich die unermessliche Bedeutung der moralischen Faktoren im Kriege. Die gleiche Armee, die sich später an der italienischen Front glänzend schlug, hat den Russen gegenüber ihre anfängliche Haltung nie mehr wiedergefunden.

Auch in Serbien nahmen die Kämpfe einen ungünstigen Verlauf. Die Hoffnung, den verhassten Feind mit überlegenen Kräften rasch zu Boden schlagen zu können, erfüllte sich nicht. Zweimalige Offensiven im August und Oktober endeten nach anfänglichen Erfolgen mit dem Rückzug der Österreicher hinter Drina und Save. Im November stellte die

Heeresleitung endlich die fruchtlosen Versuche ein und beschränkte sich auf die Verteidigung der Grenzen.

Dieser Mißerfolg bedeutete weit mehr als einen militärischen Prestigeverlust, er war zugleich eine politische Niederlage. Zwar hätte ein österreichischer Sieg in Serbien die Lage auf dem Balkan wahrscheinlich nicht eindeutig zu ihrem Gunsten entschieden. Darüber bestimmte letzten Endes der Sieg oder die Niederlage Rußlands. Wohl aber hätte Österreich-Ungarn dort eine feste sichere Basis gewonnen, und die Mittelmächte hätten eine Brücke nach der Türkei schlagen können. Nun aber blieb alles in der Schwebe. Ein ganzes Jahr noch hing die Unsicherheit auf dem Balkan wie ein Damoklesschwert über Österreich-Ungarn und über dem Osmanischen Reich.

Der Feldzug in Ostpreußen. Tannenberg

(Strategischer Atlas; Karte 9)

Die Lage der Donaumonarchie wäre Mitte September verzweifelt gewesen, wenn nicht in Ostpreußen, ein für den gesamten Feldzug im Osten entscheidender Sieg errungen worden wäre.

Ein gemeinsamer Oberbefehl über die im Osten kämpfenden verbündeten Heere bestand nicht. Hinsichtlich einer einheitlichen Führung der Operationen waren Vereinbarungen nur so weit getroffen, als General von Moltke eine Unterstützung der österreichisch-ungarischen Offensive durch Vorgehen deutscher Truppen aus dem südlichen Ostpreußen gegen den Narow, also in den Raum östlich Warschau in Aussicht gestellt hatte. Die stille, freilich wenig wahrscheinliche Voraussetzung dafür war, daß das Verhalten des Feindes eine solche Unterstützungsaktion erlauben würde.

Der Oberbefehlshaber der 8. Armee hatte Weisung, Ostpreußen zu schützen, tunlichst durch Offensive, ohne jedoch die Existenz der Armee aufs Spiel zu setzen. Die Ausführung dieses schwierigen Auftrages war seinem Ermessen überlassen, mit dem Hinweis, daß im Notfall die preussischen Gebiete östlich der Weichsel aufgegeben werden sollten.

Generaloberst von Prittwitz, der Führer der 8. Armee, hoffte, die von Osten, vom Njemen her im Anmarsch gemeldeten Russen schlagen zu können, bevor die aus dem Süden, vom Narew zu erwartenden feindlichen Kräfte seinem Rücken gefährlich werden konnten. Eine Offensive in Richtung Siedlez, im Sinne der zwischen Moltke und Conrad gepflogenen Besprechungen, kam angesichts der eigenen Bedrohung einstweilen nicht in Frage. Man half den Österreichern im übrigen am besten, wenn man möglichst starke russische Kräfte in Ostpreußen auf sich zog.

General von Prittwitz befahl für den 28. August den Angriff in Gegend Gumbinnen. Eine Entscheidung war bis zum Abend dort noch nicht errungen. Dagegen wurde an diesem Tage volle Klarheit darüber gewonnen, daß die russische Narewarmee sich bereits in breitem Vormarsch der südpreussischen Grenze näherte.

Unter diesen Umständen faßte der Oberkommandierende den schwerwiegenden Entschluß, die Schlacht bei Gumbinnen abzubrechen und die deutschen Truppen hinter die Weichsel zurückzuführen. Dem XX. Armeekorps, das im südlichen Ostpreußen Flanke und Rücken deckte, schickte er durch Bahntransport Verstärkungen.

Die russische Njemenarmee, sichtlich überrascht durch den deutschen Abzug, folgte zunächst nur mit Kavallerie. Die Lösung von ihr gelang vollkommen.

Bei der Obersten Heeresleitung war man mit der Führung des Generals von Prittwitz sehr unzufrieden. Die weitgehenden Rückzugsabsichten hielt man für verfrüht. Da eine Uebereinstimmung der Ansichten nicht erreicht wurde, erfolgte ein Kommandowechsel. Am 23. August begann das Feldherrnpaar Hindenburg und Ludendorff seine weltgeschichtliche Laufbahn.

Inzwischen hatte sich im Stabe des Oberkommandos der 8. Armee ein Umschwung der Anschauungen angebahnt. Statt sofort hinter die Weichsel zurückzugehen, sollte die Armee östlich der Weichsel so versammelt werden, daß der linke Flügel der russischen Narewarmee angegriffen werden konnte. Die ersten einleitenden Bewegungen für die Schlacht

von Tannenberg sind also noch unter dem Kommando des Generals von Prittwitz befohlen worden. Die eigentliche Schlachtdisposition und deren Durchführung sind das Werk Hindenburgs und Ludendorffs.

Die Schlacht von Tannenberg und anschließend die Schlacht an den Masurischen Seen sind ermöglicht worden durch ein überaus kühnes Operieren auf der inneren Linie. Tannenberg wird für alle Zukunft als das klassische Beispiel einer Einkreisungs- und Vernichtungsschlacht gelten. Mit Recht wird sie als die höchste strategische Leistung des Weltkrieges gewertet. Ihr Verlauf ist allgemein bekannt. Aus der Rückmarschbewegung von Gumbinnen her zur Weichsel entwickelte sich ein beiderseitiger Angriff auf die Russen, der zur Einkreisung führte. Der rechte deutsche Flügel ging über Uzdau auf Neidenburg vor, der linke Flügel über Bischofsburg auf Passenheim und Ortelsburg, während in der Mitte das XX. Armeekorps in Gegend Hohenstein—Allenstein biegsam wie Stahl den Anprall der Russen auffing.

Es ist nicht der operative Gedanke und seine Durchführung allein, der Bewunderung verdient, sondern vor allem auch die Nervenkraft der verantwortlichen Männer, die trotz der unermesslichen Gefahr der Rückenbedrohung durch die russische Njemenarmee mit eiserner Zähigkeit an dem Schlachtplan festhielt.

Allerdings sind die beiden Feldherrn in hohem Maße auch vom Glück begünstigt gewesen. Wenn irgendwo, so trifft hier das Wort zu, daß der Kühne das Glück zwingt. Es war wie ein Wunder, daß die Njemenarmee so unbegreiflich langsam und zögernd folgte, daß die russischen Absichten durch die Fliegererkundung und durch offen durchgegebene russische Funkprüche frühzeitig erkannt wurden, daß die Narewarmee blind in die Einkreisung hineinmarschierte.

Mit der gleichen Schwungkraft, die für die Schlacht von Tannenberg kennzeichnend ist, haben die beiden Feldherrn dann, die Divisionen jäh herumwerfend, die anschließenden Operationen gegen die Njemenarmee durchgeführt, die nicht viel weiter als einen Tagesmarsch entfernt in ihrem Rücken stand. Der Erfolg der Schlacht an den Masurischen Seen,

die nicht weniger groß gedacht war als Lannenberg, ist hinter den Hoffnungen allerdings zurückgeblieben. Der feindliche Führer Rennenkampf, durch das Unglück seines Kameraden Samsonow gewarnt, wich der Entscheidung rechtzeitig aus und entkam in die tiefen Wälder Polens und hinter die Festungsfront Romno—Grodno. Trotzdem trägt der Gesamtfeldzug in Ostpreußen die Merkmale einer vollkommenen Entscheidung. Die operative Aufgabe, die dem Führer des kleinen deutschen Ostheeres gestellt war, ist in einer über alles Erwarten großartigen Weise gelöst worden. Es bedeutet eine fast einzigartige Leistung, in drei Wochen mit einer Armee von 300 000 Mann zwei feindliche von etwa 650 000 Mann entscheidend zu schlagen und davon eine völlig zu vernichten.

Neben dem operativen Erfolg steht der moralische. Am Tage von Lannenberg wurde das Bewußtsein der Überlegenheit deutschen Soldatentums über russisches Soldatentum geboren, das in gleicher Weise Führung und Truppe erfüllte. In diesem Bewußtsein hat das immer in Unterlegenheit kämpfende deutsche Ostheer schließlich den russischen Kolos zerschüttelt.

Man wird ohne Übertreibung sagen können, daß der ostpreußische Feldzug Österreich-Ungarn damals vor dem Verderben gerettet hat und daß ohne ihn die Fortsetzung des Krieges wohl überhaupt nicht möglich gewesen wäre.

Will man die weltpolitische Perspektive noch weiter spannen, so besteht kein Zweifel darüber, daß der Sieg von Lannenberg einer der Keime zu der Entwicklung war, die zur russischen Revolution und zur staatlichen Neugestaltung des Raumes zwischen Ostsee und Karpathen führte.

Die Feldzüge in Südpolen und bei Lodz

(Strategischer Atlas: Karte 10 und 11)

Lannenberg war erst der Anfang. Es folgten in diesem Herbst noch zwei weitere Feldzüge, in Südpolen und bei Lodz. Drei Feldzüge in drei Monaten. Es wird wenige

Beispiele in der Kriegsgeschichte geben, die sich dem an die Seite stellen lassen. Man braucht nur die Entfernungen in Ostpreußen und von Ostpreußen nach Schlesien, von da nach Warschau und zurück und dann über Thorn nach Lodz mit dem Birkel abzumessen, um eine Vorstellung von der Schwungkraft und der verzweifelten Entschlossenheit dieser Kampfführung zu gewinnen.

Die Feldzüge in Polen und bei Lodz endigten nicht wie bei Lannenberg und an den Masurischen Seen mit Vernichtung und Flucht russischer Armeen. Ihre Bedeutung ist aber deswegen nicht geringer. Lannenberg rettete Ostpreußen, der süd-polnische Feldzug und Lodz retteten Posen und Schlesien.

Die beiden deutschen Feldherrn trafen in dem russischen Oberkommandierenden, dem Großfürsten Nicolai Nicolajewitsch, auf einen Gegner, der ihnen zwar nicht in der Kunst der Führung gewachsen war, der aber über eine unbändige Willenskraft verfügte, vor keinem Opfer zurückschreckte und entschlossen war, die letzten Kräfte Rußlands einzusetzen, um, wenn auch erst nach hundert verlorenen Schlachten, den Krieg schließlich doch zu gewinnen; eine mächtige Führerpersönlichkeit echt russischer Prägung, in dem die großen Eigenschaften der Romanows zum letztenmal Gestalt annahmen.

Nach den Schlachten von Lannenberg und an den Masurischen Seen war die neue strategische Aufgabe der deutschen Ostarmee klar vorgezeichnet: Nachdem sie den rechten russischen Heeresflügel geschlagen hatte, mußte sie sich jetzt der an der Weichsel bei Warschau—Iwangorod zusammengeballten russischen Mitte entgegenwerfen, um deren Stoß, der zugleich Berlin und Wien bedrohte, aufzufangen. Die Lösung dieser Aufgabe suchten die Generale von Hindenburg und Ludendorff darin, daß sie die Hauptkräfte der 8. Armee als neue 9. Armee im Raum Krakau—Kattowitz—Beuthen versammelten, um den linken österreichischen Heeresflügel zu einer Gegenoffensive in Richtung Przemyśl—Iwangorod vorwärts zu reißen. Nur wenige Truppenverbände, hauptsächlich Landwehr und Landsturm, blieben in Ostpreußen zurück.

Der Feldzug in Südpolen schuf nur eine vorübergehende Erleichterung. Die deutsche 9. und die anschließenden österreichisch-ungarischen Armeen gelangten zwar ohne allzu schwere Kämpfe bis zur Weichsel und zum San. Die Österreicher konnten das belagerte Przemyśl befreien, deutsche Truppen standen vor den Westforts von Zwangorod und Warschau. Inzwischen hatte der Großfürst Nicolai Nicolajewitsch die Umgruppierung seiner Truppe aber beendet. Mit einer vierfachen Überlegenheit, insgesamt dreißig Korps, drückte er auf die zwischen Zwangorod und Warschau stehenden Divisionen der Verbündeten. Deren linkem Flügel drohte von Nowogeorgiewsk und Warschau her eine gefährliche Umfassung. Es half nichts, die Verbündeten mußten zurück. Ende Oktober wichen die Deutschen auf Schlesien, der linke österreichische Flügel auf Krakau. Przemyśl wurde erneut von den Russen eingeschlossen.

Die Lage war wieder sehr ernst. Gab es überhaupt eine Möglichkeit, mit so schwachen Kräften die ungeheuren Massen der russischen „Dampfwalze“, die sich langsam nach Westen zu auf Posen und Schlesien in Bewegung setzte, aufzuhalten? Eine neue Stunde der Entscheidung im Osten war gekommen. Es gab nur die eine Hoffnung, daß der russische Führer nicht verstehen würde, mit seinen Massen gut zu operieren, und daß die beweglicheren deutschen Truppen ihnen überraschend einen Schlag versetzen könnten. In solch zweifelhafter Erwartung faßten Hindenburg und Ludendorff den Entschluß, die 9. Armee mit äußerster Beschleunigung von Südschlesien nach Norden in den Raum Warschau—Thorn zu führen, um von hier aus, an der Weichsel entlang vorgehend, den rechten russischen Flügel anzupacken.

Diesem Entschluß war vorausgegangen ein Meinungsstreit zwischen Conrad und Falkenhayn. Conrad verlangte, daß zur Wiederherstellung der Lage im Osten mindestens dreißig deutsche Divisionen aus dem Westen herangeführt werden sollten. Falkenhayn beantwortete diese Forderung ablehnend. Er fand nicht den Entschluß, die Opernoffensive einzustellen. Sie nahm noch bis in den Dezember hinein ihren Fortgang.

Es ist in anderem Zusammenhang schon darauf hingewiesen, daß hier wohl eine der besten Gelegenheiten versäumt worden ist, durch schnelles Operieren auf der inneren Linie und entschlossenes Verlegen des Schwergewichts einen entscheidenden Erfolg im Osten zu erringen.

Der ablehnende Bescheid Falkenhayns hat Hindenburg und Ludendorff nicht abgehalten, mit den verfügbaren 5½ Korps die mehr als 20 russischen, die in 4 Armeen gegliedert, tief gestaffelt, wie in einem riesigen zusammengeballten Schlachthausen sich langsam der deutschen Grenze näherten, anzugreifen.

Die dem Führer der 9. Armee, General von Mackensen, gestellte Aufgabe mutet fast phantastisch an. Der rechte russische Flügel sollte eingedrückt, von Warschau abgedrängt und auf Zwangorod geworfen werden, um dann die ganze Front westlich der Weichsel aufzurollen.

Die Beweglichkeit und Stoßkraft der deutschen Truppen führte zunächst zu neuen glänzenden Erfolgen. Die 9. Armee warf bei Wloclawek und Kutno russische Kräfte zurück und wandte sich dann, unter Zurücklassung einer schwachen Rückendeckung an der Weichsel nach Süden in Richtung auf Lodz.

Am 17. November entspannen sich bei Lodz die entscheidenden Kämpfe. Fast wäre es den paar deutschen Korps gelungen, den in und um Lodz zusammengeballten und hoffnungslos verwirrten Knäuel der russischen Truppen, anderthalb Armeen, einzukreisen. Ein größeres Tannenberg stieg am Horizont empor. Es zeigte sich aber, daß in dem glänzenden Schlachtplan ein Fehler war. Die Rückendeckung war zu schwach bemessen, sie zerbrach. Von Warschau drängte immer stärker der Feind gegen Flanke und Rücken der bei Lodz kämpfenden Deutschen heran. Im letzten Augenblick mußte der Ring geöffnet werden. Nur unter schweren Kämpfen konnten sich die nun ihrerseits bei Brzeziny eingekreisten deutschen Divisionen den Rückweg im Durchbruch freimachen.

Lodz wurde keine Vernichtungsschlacht. Aber das Wichtigste war erreicht. Die russische „Dampfwalze“ war vor Posen

und Schlessien zum Stehen gebracht. Deutschland war vor der russischen Überflutung gerettet.

Langsam ebften Anfang Dezember die Kämpfe ab. Nach einem unaufhörlichen Wechsel von Bewegung und Kampf trat nach vier Monaten auf der ganzen Front von der Ostsee bis zu den Karpathen ein Zustand der Erstarrung ein.

Der Feldzug von Lodz, mag ihm auch der letzte Erfolg versagt geblieben sein, ist nächst Tannenberg die größte Tat im Osten. In der Kühnheit der Anlage und in dem Mut der Durchführung stehen die beiden Schlachten ebenbürtig nebeneinander. Auch Lodz wird immer zu den unsterblichen Beispielen klassischer Kriegsführung gezählt werden.

Durch die Schlacht von Lodz war die Überlegenheit des deutschen über das russische Heer ganz offenkundig geworden. Die russischen Massen hatten für den deutschen Soldaten ihre Schrecken verloren. Die deutsche Führung hat in den folgenden Kriegsjahren, trotz der dauernden schweren Rückschläge an der österreichischen Front, das Spiel im Osten immer in der Hand behalten, bis endlich der Ausbruch der Revolution den russischen Gegner allmählich ausschaltete.

Rückblick auf das Jahr 1914 und Ausblick auf 1915

Der Rückblick auf das Jahr 1914 konnte keine der beiden kriegsführenden Parteien mit Befriedigung erfüllen. Der Versuch der Deutschen, in einem gewaltigen Anlauf im Westen die Entscheidung zu erzwingen, war mißglückt; aber auch die Hoffnung der Entente auf die zermalmende Wirkung der russischen Dampfwalze hatte sich nicht erfüllt. Es war ein militärischer Gleichgewichtszustand eingetreten, bei dem die beiden Mächtegruppen einander wie zwei Ringer in unbeweglicher und unlösbarer Umklammerung atemlos gegenüberstanden.

Bei dieser äußeren Gleichheit der militärischen Partie war aber zu bedenken, daß die Zeit zugunsten der Entente arbeitete. Deutschland und Österreich-Ungarn glichen, der Vergleich ist oft und zu Recht gebraucht worden, einer belagerten Festung, und die Entente richtete sich unter

englischer Führung sehr zielbewußt auf eine lange Belagerungsdauer ein. Die Mittelmächte sollten, wenn es auf anderem Wege nicht ging, durch Hunger und Ermattung allmählich zur Kapitulation gebracht werden. Großbritannien war entschlossen, für diese auf einen Masseneinsatz an Menschen und Material berechnete Kampfsart die gewaltigen Mittel des Weltreiches zur Verfügung zu stellen. Lord Kitchener, der neu ernannte Kriegsminister, beabsichtigte die Mobilisierung einer britischen Millionenarmee, ein unerhörter Vorgang in der englischen Geschichte.

Aus dieser zähen, unerbittlichen Entschlossenheit, den Krieg methodisch als Erschöpfungskrieg zu Ende zu führen, ergaben sich für den weiteren Ablauf der Ereignisse, und zwar sowohl auf dem Lande wie zur See, unermessliche Folgen. Die Schlachten an der Westfront spielten sich nicht mehr, wie es, mit Ausnahme des Festungskrieges, früher die Regel gewesen war, in beweglicher Form ab, sondern als Materialschlachten, die sich ohne Unterbrechung über Monate hinzogen, fast ohne von der Stelle zu rücken, mit dem einzigen Ziel, durch überwältigendes Massenerfeuer die Kampfkraft des tief in die Erde eingegrabenen Gegners langsam zu zermürben. Von „Operationen“ war dabei kaum noch die Rede. Die Kunst der Strategie sank herab zur Massenorganisation von Kampfmitteln und zur Erfindung von Schutzmaßnahmen gegen diese. Die Technik gewann einen bisher ganz ungeahnten Einfluß auf die Kriegführung. Sie wurde geradezu beherrschend.

Die Veränderung erstreckte sich jedoch nicht nur auf die Taktik und Strategie, sondern verursachte auch tiefste seelische Wandlungen im Soldaten selbst. Die Kampfhandlungen früherer Kriege, mit Ausnahme des Russisch-Japanischen, der in mancher Beziehung bereits ähnliche Erscheinungen zeigte wie der Weltkrieg, waren in Stunden, höchstens in Tagen abgelaufen. Die Soldaten wurden dabei in eine Art Kampfrausch versetzt, der sich zur Ekstase eines kriegerischen Furors steigerte, aber auch in Panik endigen konnte. Der Stellungskrieg dagegen bewirkte einen ganz anderen Seelenzustand. Er kennzeichnet sich als eine Art

laufendes Gefecht, das sich ohne Unterbrechung über Jahre hinzog und bei dem täglich Verluste eintraten. Besondere seelische Erregungen löste diese Kampfsart nicht mehr aus. Sie traten erst wieder auf bei feindlichem Trommelfeuer oder bei eigenen Unternehmungen. Die seelische Kraft, die dazu gehört, jahrelang in unaufhörlicher Gefahr bei erbärmlichster Unterbringung und Verpflegung zu leben, wäre unvorstellbar, wenn nicht die Natur selbst sich durch das Geseß der Gewöhnung und Anpassung gegen zu starken Nervenverbrauch schützte. Dieser Krieg hat jedenfalls neue Offenbarungen der körperlichen und seelischen Leistungs- und Leidensfähigkeit des menschlichen Geschlechts gebracht.

Es taucht hier die schwere Frage auf, ob die Kunst des Feldherrn einen Krieg, der den Erfolg lediglich noch nach der Zerstörungsarbeit der Kanonen und nach der Wirkung des Hungers auf Frauen und Kinder berechnete, hätte verhindern können. Selbstverständlich hat General von Falkenhayn den Stellungskrieg an sich nicht für eine wünschenswerte Form der Kriegsführung gehalten. Auf diesen Gedanken wäre wohl kein deutscher General gekommen. Aber es muß die Frage aufgeworfen werden, ob deutscherseits das Äußerste versucht worden ist, um das Erstarren der Fronten im Stellungskrieg unter allen Umständen zu verhindern und operative Beweglichkeit zu erzwingen. Die Eroberung großer Strecken feindlichen Landes in der ersten Phase des Krieges bot Falkenhayn die Möglichkeit, auf feindlichem Boden zu operieren, ohne die eigene Heimat zu gefährden. Der Besitz und das Festhalten des eroberten Landes schien ihm jedoch wichtiger, als dessen Ausnutzung für operative Zwecke. So entstand der Grundsatz, daß jeder Fußbreit bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen sei.

Der Mißerfolg von Ypern hat Falkenhayn allem Anschein nach die seelische Kraft geraubt, immer wieder Höchstes zu wagen, um eine schnelle Entscheidung herbeizuführen. Von diesem Zeitpunkt an hat er auf großangelegte Operationen mit weitem strategischem Ziel verzichtet, obgleich sich im Jahr 1915 noch mehrfach die Gelegenheit dazu bot. Er glaubte, durch vorsichtiges Operieren bei sparsamem Kräfte-

einsatz die Feinde schließlich doch kriegsmüde und friedenswillig machen zu können.

Wir wissen aus unserer Kenntnis des Verlaufs des Weltkrieges, daß diese Auffassung irrig und für die deutsche Kriegsführung verhängnisvoll gewesen ist. Falkenhayn war, wie er später im rumänischen Feldzug zeigen durfte, ein glänzender Armeeführer. Den Aufgaben, die der Weltkrieg an den deutschen Generalstabschef stellte, zeigte er sich jedoch nicht in jeder Lage gewachsen.

So kam es, daß der ungeheure operative Schwung der Feldzüge des Jahres 1914 im Winter 1914/15 im Stellungskrieg völlig erstarnte. Weder auf der Seite der Mittelmächte noch bei der Entente fand sich der Feldherrnwille, der den Vorruch brach. In den vier folgenden Jahren Ermattungs- und Stellungskrieg wurden die Mittelmächte zunehmend die Schwächeren. Als im August 1916 Falkenhayn den Feldherrnstab in stärkere Hände abgab, war es bereits zu spät.

Handelsblockade und U-Boot-Krieg

(Strategischer Atlas: Karte 29 bis 34)

Ebenso wie auf dem Lande erfuhr um diese Zeit der Krieg zur See eine entscheidende Wendung. Auch hier stellte sich die führende Seemacht Großbritannien auf einen Krieg von langer Dauer ein und zog die äußersten Folgerungen hieraus. Mit der gleichen Entschlossenheit, mit der es auf dem Lande in zäher langer Arbeit ein Millionenheer zur Niederringung Deutschlands schuf, traf es Maßnahmen, um den Feind auch zur See durch einen auf weite Sicht gestellten Plan tödlich zu treffen. Die Mittelmächte sollten durch eine Handelsblockade schärfster Art von allen überseeischen Ländern abgesperrt und durch Hunger und Mangel an Rohstoffen zur Kapitulation gezwungen werden. Zum militärischen und politischen Krieg trat damit der Wirtschaftskrieg.

Durch eine Bekanntmachung vom 2. November 1914 erklärte die britische Regierung die ganze Nordsee als Kriegsgebiet und nahm zugleich, im Widerspruch zu den völkerrechtlichen Bestimmungen über den Seehandelskrieg, das Recht der

Durchsuchung und Beschlagnahme auch der neutralen Schiffe in Anspruch.

Auf deutscher Seite erkannte man die ungeheure Gefahr, die aus der vollkommenen Abschließung vom Weltmeere erwachsen mußte. Man beantwortete den englischen Schritt mit dem Versuch einer Gegenblockade, indem man am 4. Februar 1915 im ganzen Gebiet rings um Großbritannien den U-Boot-Handelskrieg erklärte und diesen, dem englischen Vorgehen entsprechend, auch auf die Neutralen ausdehnte. Moralische Bedenken konnten bei diesem Entschluß einem Gegner gegenüber, der selbst völkerrechtliche Bindungen außer acht ließ und das furchtbare Mittel der Hungerblockade gegen ganze Völker bedenkenlos anwendete, nicht in Frage kommen. Es ergab sich jedoch, daß die letzte Großmacht, die noch nicht im Kriege stand, die Vereinigten Staaten, die Handhabung des U-Boot-Krieges in durchaus einseitiger Auslegung zur Bedingung ihrer weiteren Neutralität machte. Hieraus sind dann die schweren Krisen des U-Boot-Handelskrieges entstanden, die im Frühjahr 1917 mit der Kriegserklärung der Vereinigten Staaten von Nordamerika endigten.

Um das weitschichtige Problem des U-Boot-Handelskrieges und die Aussicht, entscheidende Erfolge durch ihn zu erringen, richtig beurteilen zu können, muß man die Stärke dieser Waffe in dem Augenblick, als sie zur Wirkung gebracht wurde, kennen.

Die Zahl der im Februar 1915 für die Nordsee verfügbaren Boote betrug 24, im Bau waren weitere 62. Sie waren nach Wert und Kampfkraft sehr verschieden.

Die Frage, ob diese Zahlen genügten, um den U-Boot-Handelskrieg mit Erfolg zu führen, wird verschieden beurteilt. Manche meinen, daß die Zahl der im Februar 1915 vorhandenen Boote viel zu gering war. Sie knüpfen daran den Vorwurf, daß seitens der Marine auf dieses gerade für Deutschland hervorragend geeignete Kampfmittel nicht rechtzeitig das nötige Gewicht gelegt worden sei und daß auch während des Krieges nicht immer das Mögliche geschehen sei, um den Neubau von Booten zu beschleunigen.

Die Annahme, daß ein späterer Zeitpunkt, etwa der Sommer 1915 oder das Frühjahr 1916 für den Beginn des U-Boot-Krieges günstiger gewesen sei, begegnet dem Einwand, daß niemand mit Sicherheit sagen konnte und wenige erwarteten, daß der Krieg überhaupt so lange dauern werde. Überdies konnte dem Feind der Bau der U-Boot-Flotte nicht entgehen, und es blieb ihm Zeit, Mittel zur Abwehr zu suchen.

Gleich nach der Eröffnung des U-Boot-Krieges im Februar 1915 erhob Amerika drohend Protest. Den verantwortlichen deutschen Stellen sank der Mut. Es folgte in den nächsten Monaten eine Reihe von Einschränkungen zum Schutz der neutralen Seeschifffahrt, durch die der U-Boot-Krieg seine Wirkung fast verlor. Denn die Engländer ließen nunmehr ihre Schiffe unter neutraler Flagge fahren. Dem U-Boot-Krieg wurde das Lebenslicht vollends ausgeblasen, als die amerikanische Regierung im Mai 1915 anlässlich der Versenkung des englischen Passagierschiffes *Lusitania*, bei der auch Amerikaner ums Leben kamen, in schärfster Weise Einspruch erhob und das Verlangen stellte, daß ihre Bürger das Recht haben sollten, auch auf englischen Schiffen im Kriegsgebiet unbehelligt zu reisen. Dieser Forderung, so unberechtigt und unverständlich sie angesichts des rücksichtslosen Verhaltens Englands gegenüber der neutralen Schifffahrt war, glaubte die deutsche Regierung nachgeben zu müssen, um nicht in einen Krieg mit Amerika verwickelt zu werden. Es wurde daher Ende August 1915 angeordnet, daß alle Passagierdampfer erst nach vorheriger Warnung und Rettung der Passagiere versenkt werden durften. Wenig später wurde der U-Boot-Krieg im Westen Englands ganz eingestellt. Auch in der Nordsee war er nur nach der Preisenordnung zu führen. Damit war er praktisch zunächst zu Ende.

In den verantwortlichen Kreisen der Politik und der Kriegsführung standen die Meinungen darüber, ob man den U-Boot-Krieg in schärfster oder in abgeschwächter Form führen solle, jahrelang hart gegeneinander. Reichskanzler von Bethmann Hollweg war ein Gegner des scharfen U-Boot-Krieges, da er einen Krieg mit Amerika für untragbar hielt. In der Marine gingen die Meinungen auseinander. Der

Chef des Generalstabes hat während des Jahres 1915 geschwankt. Er neigte überwiegend einer vorsichtigen Form des U-Boot-Krieges zu. Erst um die Jahrestwende 1915/16 bekannte er sich als Anhänger der verschärften Form und bezeichnete diese als kriegsentscheidendes Mittel.

In dem Streit um den U-Boot-Krieg traten die unlösbaren inneren Zusammenhänge zwischen Politik, See- und Landkriegsführung besonders deutlich zutage. Die alte Erfahrung, daß es eine mit allen Vollmachten ausgestattete oberste Stelle geben muß, die über die großen Fragen, an denen der Politiker und der Soldat in gleicher Weise beteiligt sind, entscheidet, hat sich auch hier bestätigt. Die Voraussetzungen für den Ausgleich widerstrebender Ansichten und Interessen waren durch die Person des Kaisers an sich gegeben. Es gehört zu den tragischsten Erscheinungen des Weltkrieges, daß ein harmonischer Zusammenklang trotzdem nicht erzielt werden konnte, weil die oberste Spitze nicht immer, wenn es nötig war, den Entschluß fand, die Führung selbst in die Hand zu nehmen.

Die Beherrschung der Ostsee ist während des ganzen Krieges nicht in Frage gestellt worden. Eine Landung feindlicher Truppen an den Nordseeküsten, im Rücken der deutschen Front, ist nie versucht worden. Das waren sehr bemerkenswerte Erfolge, die lediglich durch das Vorhandensein der deutschen Flotte erzielt wurden. Dagegen waren die auf den Außenstationen befindlichen deutschen Schiffe verloren. Das Kreuzergeschwader des Grafen Spee unterlag beim Versuch, den Weg vom Stillen Ozean um Südamerika herum nach der Heimat zu suchen, der britischen Übermacht. Es fand nach Umschiffung des Kap Horn bei den Falklandinseln ein ruhmvolles Grab in den Fluten. — Nur die beiden im Mittelmeer stationierten Kreuzer konnten sich nach Konstantinopel retten. Sie traten in den Dienst der Türkei und bildeten in den folgenden Seekämpfen vor den Dardanellen und im Schwarzen Meer den Kern der türkischen Flotte.

Der Krieg im Jahre 1915

Die Operationspläne der Entente und der Mittelmächte für das Jahr 1915

(Strategischer Atlas: Karte 13 und 16)

Der Kriegsplan der Entente für den Winter und das Frühjahr 1915 lief darauf hinaus, vor Beginn einer großen Aktion im Westen die Mobilisierung der neuen englischen Armee abzuwarten. Lord Kitchener hatte zunächst die Aufstellung von 32 Divisionen in die Hand genommen. Inzwischen sollte Rußland die Mittelmächte in Atem halten. Der großfürstliche Feldherr Nicolai Nicolajewitsch war auch durchaus bereit, die unerschöpflichen Kräfte des russischen Heeres hierfür einzusetzen. Er lenkte, da der Marsch von Warschau über Posen auf Berlin durch die Schlacht von Lodz versperrt war, die Stoßrichtung wieder nach Galizien, um über die Karpathen hinweg den Weg nach Ungarn zu erzwingen. Sein Stolz lehnte sich dagegen auf, daß die russische Offensive, von der die Entente die Kriegsentscheidung erhofft hatte, mißlungen sein sollte und daß das kleine deutsche Ostheer ihm den sicheren Sieg über Österreich-Ungarn entrißen hatte.

Zwischen dem deutschen und dem österreichisch-ungarischen Generalstabschef bestanden über die Weiterführung der Operationen grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten. Conrad, auf das stärkste beunruhigt durch die gespannte Lage, die sich an der Karpathenfront entwickelt hatte, befürwortete dringend einen konzentrischen Angriff von Westpreußen und von Galizien aus auf die russischen Hauptkräfte in Polen. Hindenburg und Ludendorff stimmten ihm im allgemeinen zu. Sie waren nach den bisherigen Erfahrungen davon durch-

drungen, daß es möglich sein müsse, eine Entscheidung gegen Rußland herbeizuführen. Falkenhayn dagegen stand einer Offensive mit so weit gespannten Zielen äußerst skeptisch gegenüber. Er beschäftigte sich statt dessen mit dem Gedanken der Wiederaufnahme des Angriffs im Westen unter Einsatz von vier neuen Korps, mit deren Fertigstellung Anfang Februar zu rechnen war. Im Osten mußte seiner Ansicht nach weiter hinhaltend gekämpft werden.

Diese Gegensätzlichkeit der Meinungen über die Wahl der Angriffsfront hat in vielfach gewandelter Form bis zum Ausscheiden Falkenhayns aus dem Amt des Generalstabschefs im Herbst 1916 fortbestanden. Nie hat Falkenhayn sich überzeugen lassen, daß es unter den vorliegenden Verhältnissen und mit den verfügbaren Kräften möglich sei, Rußland zu besiegen, um sich dann mit voller Kraft gegen Frankreich und England zu wenden. Als sich durch den Zwang der Umstände das Schwergewicht des Krieges im Jahr 1915 schließlich doch nach dem Osten verlagerte, hat er sich die Verstärkungen, die er nach und nach zur Verfügung stellte, meist nur nach schwerem Kampf und oft widerstrebend abringen lassen. So entbehrte die Kriegführung im Osten im Jahr 1915, trotz aller glänzenden Erfolge, letzten Endes doch des einheitlichen großen Zuges. Sie setzte sich aus einer langen Kette von Einzelmaßnahmen zusammen, die dem Gegner Zeit zu Gegenmaßnahmen ließen und nie zu einer überwältigenden Wirkung im Sinne der Strategie Schlieffens und seiner Schüler Hindenburg und Ludendorff führten.

Nur an einer Stelle im Osten hat Falkenhayn die Notwendigkeit einer entscheidenden Operation bejaht, gegen das kleine Serbien, und zwar schon von dem Augenblick an, wo im Oktober 1914 die Türkei an der Seite der Mittelmächte in den Krieg eintrat. Zweifellos lag hier eine besondere Schwäche in der Gesamtposition der Mittelmächte. Ein sichtbarer Erfolg auf dem Balkan erschien Falkenhayn um so dringlicher, als die Haltung Rumäniens und Italiens immer unsicherer wurde, während sich gewisse Möglichkeiten für den Anschluß Bulgariens an die Mittelmächte zu eröffnen schienen. Falkenhayn hoffte, daß die Niederwerfung Serbiens auf Rumänien

und Italien abschreckend wirken werde und daß man dadurch vielleicht Bulgarien gewinnen würde. Glückte dies, so war die Brücke zur Türkei geschlagen, die in gefährlicher Isolierung focht. Conrad zeigte jedoch nach den beiden mißglückten Versuchen im Sommer und Herbst 1914 zunächst noch nicht viel Neigung für ein neues Experiment in Serbien, selbst nicht mit deutscher Hilfe. Er blieb dabei, daß man alle irgend verfügbaren deutschen und österreichisch-ungarischen Kräfte gegen den Hauptfeind Rußland ansetzen müsse. Über alle diese Erwägungen hinweg hat dann die im Dezember und Januar mit voller Wucht einsetzende russische Winteroffensive in den Karpathen das entscheidende Wort gesprochen.

Die Ereignisse auf dem östlichen Kriegsschauplatz

Die Kämpfe in den Karpathen und in Ostpreußen vom Januar bis April 1915

(Strategischer Atlas: Karte 12 und 13)

Die Lage war im Januar in Galizien so ernst geworden, daß nichts anderes übriggeblieben war, als deutsche Kräfte, die aus Osttruppen zusammengestellte Südarmee, dort einzusetzen. Aber diese Entlastung allein genügte, wie sich bald herausstellte, noch nicht. Schweren Herzens entschloß sich Falkenhayn, seine Westpläne zurückzustellen und die neuen Korps nach dem Osten zu schicken.

An seiner Gesamtauffassung über die Aussichten und Möglichkeiten der deutschen Kriegsführung in Rußland hat sich hierdurch nichts geändert. Aber darin wenigstens stimmte er mit General von Conrad und mit Hindenburg und Ludendorff überein, daß zunächst alles darauf ankam, das österreichisch-ungarische Heer kampffähig zu erhalten. Ohne Österreich-Ungarn konnte auch Deutschland den Krieg nicht fortsetzen.

Die vier nach dem Osten geschickten Korps, darunter drei neu

aufgestellte, wurden dem Oberbefehlshaber Ost für eine Entlastungs- und Ablenkungsaktion in Ostpreußen zur Verfügung gestellt. Hindenburg und Ludendorff waren, ihrer immer aufs Große und auf eine Entscheidung gerichteten Sinnesart entsprechend, darauf bedacht, die Entlastungsoperation zu einer Offensive mit weitem Ziel umzugestalten. Sie wollten den russischen Nordflügel, der im östlichsten Teil Ostpreußens stand, schlagen und dann weiter in südlicher Richtung vorgehen. Zur gleichen Zeit sollten die durch die deutsche Südmarmee verstärkten österreichisch-ungarischen Karpathenarmeen die Russen vom Gebirgskamm herunterwerfen und das hart bedrängte Przemysl befreien. Es zeigte sich jedoch, daß für den Rahmen einer zusammenhängenden Operation im äußersten Norden und Süden die verfügbaren Kräfte bei weitem nicht ausreichten. Der Anstoß der nur aus wenigen deutschen Divisionen bestehenden Südmarmee und des später hinzugekommenen Beskidencorps genügte nicht, um die ganze Karpathenfront in Bewegung zu bringen. In schweren wechselnden Kämpfen gelang es mühsam, die Russen bis auf den Kamm des Gebirges zurückzudrängen. Die Festung Przemysl mußte sich dem Feind Ende März 1915 mit 100 000 Mann Besatzung ergeben.

Glücklicher verlief der Kampf im Norden. Hindenburg und Ludendorff planten wiederum eine doppelseitige, diesmal aus Durchbruch und Umfassung hervorgehende, zur Vernichtung führende Einkreisung. Wie zwei mächtige Fangarme, mit weit ausholenden Bewegungen, griffen Mitte Februar 1915 die beiden Stoßgruppen an, im Süden durch den Johannisburger Forst südlich Lyck vorbei auf Augustow, im Norden von Tilsit und Insterburg über Wirballen—Kaltvarija auf Suwalki. Trotz der unsäglichen Anstrengungen eines Winterfeldzuges wurden die Ziele wie im Fluge erreicht, ohne daß die zusammengepreßte 10. russische Armee sich befreien oder die rettenden Festungen Kowno und Grodno erreichen konnte. In den Wäldern bei Augustow und Suwalki erfüllte sich ihr Schicksal. 110 000 Mann fielen in Gefangenschaft. Ostpreußen war endgültig befreit. Seitdem haben russische Soldaten nur noch als Gefangene den deutschen Boden betreten.

Die „Winterschlacht in Masuren“ ist das zweite und letzte vollkommene „Cannä“ des Weltkrieges. Sie steht als strategische Leistung auf der gleichen Höhe wie Tannenberg und Lodz. Hierbei ist festzustellen, daß in der modernen Kriegsgeschichte keinem Feldherrn, außer Hindenburg und Ludendorff, ein zweimaliger Sieg in der Höchstform strategischer Kunst, der Vernichtungsschlacht im freien Felde, durch doppelseitige Einkreisung, geglückt ist.

Der Versuch, den Erfolg in südlicher Richtung noch weiter auszudehnen, führte zu keinem Ergebnis. Die Kräfte reichten dafür nicht aus, und die Schwierigkeiten des Winterfeldzuges erwiesen sich als zu groß.

Das Gesamtergebnis der Kämpfe in Ostpreußen und in den Karpathen reichte, wie sich im März und April 1915 zeigte, noch immer nicht aus, die Gefahr des Zusammenbruchs der österreichischen Armee zu bannen. Der Druck auf Ungarn war nach wie vor sehr stark, und Conrad verlangte weitere Kräfte zur Stützung der Karpathenfront. Die Lage war um so bedenklicher, als der zu erwartende Kriegseintritt Italiens eine neue Belastungsprobe für die Donaumonarchie bedeutete, der sie vielleicht nicht mehr gewachsen war.

Gorlice

(Strategischer Atlas: Karte 13)

Falkenhayn mußte sich unter diesen Umständen zu einer neuen Stützungsaktion entschließen. Auch die Unternehmung gegen Serbien, die eine Zeitlang im Vordergrund gestanden hatte, mußte zurückgestellt werden, obgleich die Lage der Türkei durch den Angriff gegen die Dardanellen seit Ende März sehr schwierig geworden war und die Herstellung einer Verbindung zu ihr durch Serbien und Bulgarien immer dringender wurde.

Eine entscheidungsuchende Operation gegen Rußland lehnte Falkenhayn aber nach wie vor ab. „Keine Entscheidung im Osten“, so hat er später seine Auffassung begründet, „mochte sie noch so gründlich sein, vermochte uns das Auskämpfen der

Entscheidung im Westen zu ersparen. Für diese mußte Deutschland unter allen Umständen gerüstet bleiben. Das war nicht der Fall, wenn in den unabsehbaren Räumen Rußlands Kräfte festgelegt wurden, die man in Frankreich, sei es zum Hinhalten bis zur Entscheidung, sei es für die Entscheidung, nicht zu entbehren vermochte.“

Diese Worte geben eine deutliche Erklärung nicht nur für die Anlage und das Operationsziel der Schlacht von Gorlice, sondern auch für die ganze Falkenhaynsche Strategie des Jahres 1915. Es handelte sich bei Gorlice um eine Entlastungsoffensive mit begrenzten Zielen. Die Gefahr für Ungarn sollte beseitigt und das österreichisch-ungarische Heer wieder standfest gemacht werden. Drang die Offensive am Nordrand des Gebirges bis Przemyśl durch, so war schon viel gewonnen. Erreichte sie Lemberg, so war die Gefahr für Ungarn gebannt. Das genügte einstweilen.

Dementsprechend war die Zahl der für die Offensive zur Verfügung gestellten deutschen Hilfskräfte, insgesamt 8 Divisionen, denen später noch drei weitere folgen sollten, sehr bescheiden.

Es hat an der Auffassung Falkenhayns nichts geändert, daß die deutsche Verteidigung im Westen sich als überaus widerstandsfähig erwies. Die wiederholten Angriffe der Franzosen und Engländer im Winter 1914/15 gegen die deutschen Stellungen waren blutig gescheitert. Die Winterschlacht in der Champagne und die Schlacht bei Neuve Chapelle nördlich Arras endeten als deutsche Abwehrsiege.

Den Befehl über die als deutsche Stoßgruppe für die Schlacht bei Gorlice neu gebildete 11. Armee führte Generaloberst von Mackensen, der sich schon bei Łódź als Führer der 9. Armee ausgezeichnet hatte. Sein Generalstabschef wurde Oberst von Seeckt, dessen Name zum erstenmal bei einem erfolgreichen Angriff der deutschen 1. Armee bei Soissons im Januar 1915 genannt worden war.

In der am 2. Mai beginnenden Schlacht von Gorlice wurden die russischen Stellungen nach kurzer starker Artillerievorbereitung von der 11. deutschen Armee durchbrochen. Die benachbarten österreichisch-ungarischen Armeen schlossen sich

dem Vorgehen an. In wenigen Tagen klappte eine riesige Wunde in der russischen Front.

Gorlice ist die erste der großen Durchbruchschlachten an der Ostfront, zugleich diejenige, die die weitreichendsten Folgen gehabt hat. Denn es hat sich an sie ein halbes Jahr Bewegungskrieg angeschlossen, der schließlich die gesamte russische Front erfaßte.

Den Heeren der Entente ist ein Einbruch ähnlicher Art in die deutsche Front, trotz zahlloser Versuche im Osten und im Westen, erst Ende 1918 geglückt, als die deutsche Armee vollkommen erschöpft war.

Die Schlacht von Gorlice und die späteren deutschen Durchbruchoperationen in Rußland widerlegen die häufig geäußerte Meinung, daß der deutsche Generalstab nur die Angriffsform der Umfassung beherrscht habe.

Großfürst Nicolai erkannte sogleich die Gefahr, die seinen Karpathenarmeen drohte. In schnellem Entschluß ordnete er bereits am 4. Tage der Schlacht die Räumung der Beskiden und der Westkarpathen an, für deren Gewinnung er so viel russisches Blut verschwendet hatte.

Bis zum 15. Mai brach die ganze russische Front von der Piliza bis in die Gegend von Strnj auseinander. Aus der Entlastungsoffensive war, fast unvermutet und kaum erhofft, eine große Bewegungsoperation geworden.

Der Kriegseintritt Italiens

(Strategischer Atlas: Karte 24)

Mitten in diesen Siegeslauf hinein fiel die Nachricht der italienischen Kriegserklärung. Man empfand sie nach den langen bangen Monaten eines unwürdigen Feilschens um die Erhaltung des Friedens für einen Preis, den Österreich-Ungarn nicht zahlen wollte, beinahe als Erleichterung.

Italien trat als vierte Großmacht in die Reihe der Feinde ein. War Österreich-Ungarn nach den Verlusten, die es erlitten hatte, überhaupt noch imstande, dem neuen Gegner Widerstand zu leisten?

Mit Mühe hatte Conrad die allernötigsten Kräfte zum

Schutz der neuen Front freigemacht. Zwei Korps waren aus Serbien, eins aus Galizien herangeführt. Dazu kamen noch einige Divisionen Landsturm, Ersatztruppen und Tiroler Standschützen; insgesamt eine Streitmacht, die den vier italienischen Armeen gegenüber lächerlich gering war.

Allerdings war die Lage für eine italienische Offensive nicht einfach. Von der Schweiz bis nahe an das Adriatische Meer war die österreichische Grenze durch die gewaltigen Gebirgsketten der Alpen geschützt. Es gab überhaupt nur eine schwache Stelle, nur einen gangbaren Weg nach Österreich-Ungarn hinein. Er führte über die zum Meer abfallenden Ausläufer des Gebirges am Unterlauf des Isonzo in 50 Kilometer Breite von Görz nach Triest und nach Kärnten. Hier lag die strategische Entscheidung. Ein rascher, energisch durchgeführter Angriff bot den Italienern angesichts der Schwäche der Österreicher die größten Aussichten auf Erfolg. Sie konnten in einem Zuge bis Triest und bis Laibach durchstoßen.

Indessen war der italienische Generalstabschef Cadorna ein Mann des methodischen Handelns. Er wollte unter keinen Umständen ein Risiko eingehen. Er hielt es für notwendig, nach Norden, gegen das Gebirge, wo überhaupt kaum österreichische Soldaten standen, stark zu sichern. Als er endlich gegen Görz vorrückte, das die Österreicher eigentlich hatten räumen wollen, traf er auf inzwischen herangeführte österreichische Verbände, die ihre Schwäche sehr geschickt zu verbergen verstanden. So verpaßte Cadorna seine große Chance. Nicht einmal die Görzer Vorstellung vermochte er im ersten Anlauf zu gewinnen. Er brauchte 6 Schlachten und länger als ein Jahr, um die Stadt zu erobern. Bis Triest und Laibach ist er nie gekommen.

Die Fortsetzung der Offensive in Rußland:

Die Eroberung Polens

(Strategischer Atlas: Karte 13)

In der zweiten Hälfte des Mai und bis weit in den Juni hinein tobte der Kampf um die San-Linie und die Festung Przemyśl, wo die Russen verzweifelte Anstrengungen mach-

ten, Halt zu gewinnen. Dank der Angriffskraft der deutschen 11. Armee endete das schwere Ringen, das auf österreichischer Seite zu empfindlichen Rückschlägen führte, schließlich mit einer neuen Niederlage der Russen. Sie mußten auf Lemberg weichen. Immer tiefer bohrte sich die stählerne deutsche Spitze, die benachbarten österreichischen Armeen nachziehend, in die russische Front. Am 22. Juni fiel Lemberg. Das vorläufige Ziel der Offensive war erreicht.

General von Falkenhayn stand vor dem Entschluß, ob er sich mit diesem örtlich begrenzten Erfolg begnügen oder ob er ihn zum Anlaß einer weitgreifenden Operation nehmen sollte, wie sie General von Conrad und dem Oberbefehlshaber Ost schon seit langem vorschwebte.

Für den Westen brauchte er keine große Sorge zu haben. Eine heftige Entlastungsoffensive der Engländer und Franzosen bei La Bassée und Arras war Mitte Mai nach einer durch den Verlust der Loretohöhe hervorgerufenen vorübergehenden Krise gescheitert. Die deutsche Verteidigung hatte sich gegenüber einem vielfach überlegenen Feind wiederum als außerordentlich widerstandsfähig erwiesen. Weitere Angriffe waren vor dem Herbst kaum noch zu erwarten. Auch für die italienische Front bestanden keine ernststen Besorgnisse mehr. Gefährlich war nur die Lage der Türkei an der Dardanellenfront, wo am 18. April englisch-französische Truppen gelandet waren.

Falkenhayn hatte also zwischen den beiden Möglichkeiten zu wählen, den Türken auf dem Wege über Serbien Hilfe zu bringen — der Wunsch bestand ja bei ihm schon längst — oder den glänzenden Erfolg in Rußland weiter auszubauen. Er entschloß sich zu letzterem. Trotz aller Skepsis in den Fragen des Ostkrieges brachte er es doch nicht über sich, den russischen Feldzug mitten im Siegeslauf abzubrechen. Der Angriff auf Serbien wurde zurückgestellt; die Türkei mußte sehen, daß sie einstweilen noch allein fertig wurde.

Es fragte sich, wie weit die neuen Ziele in Rußland gesteckt werden sollten. Die Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Generalstabschef und dem Oberbefehlshaber Ost über die Führung der Ostoperationen erreichten in diesem Augenblick ihren

Höhepunkt. Falkenhayn hielt auch nach den bisherigen Erfolgen hartnäckig an seiner Ansicht fest, daß eine Entscheidung auf russischem Boden nicht errungen werden könne. Man müsse sich damit begnügen, den Feind so zu schwächen, daß er dem österreichisch-ungarischen Verbündeten nicht mehr gefährlich werden könne. Nach wie vor hatte der Gesichtspunkt Geltung, daß auf dem östlichen Kriegsschauplatz nur so viel Kräfte festgelegt werden dürften, daß die bevorstehende Hauptentscheidung im Westen hierdurch nicht beeinträchtigt würde. Unter diesen Umständen schien die Fortsetzung der Operation in Form wichtiger Schläge mit beschränkten Zielen am günstigsten. Der Rahmen der Offensive konnte dabei erweitert werden. Falkenhayn beabsichtigte die Mitte des russischen Heeres anzupacken, um den nach Westen vorspringenden „Warschauer Bogen“ durch gleichzeitiges Vorgehen aus dem Raum von Prasznyß und zwischen Bug und Weichsel zum Einsturz zu bringen. Die Nordgruppe unter General von Gallwitz sollte in Richtung östlich Warschau, die Südgruppe unter Mackensen auf Brest-Litowsk angreifen.

Glückte die Operation, so war die Aktionsfähigkeit der Russen hoffentlich für absehbare Zeit gelähmt und die Gefahr für Österreich-Ungarn behoben. Mehr wollte Falkenhayn nicht, und mehr schien ihm auch nicht erreichbar.

Hindenburg und Ludendorff hatten viel größere Pläne. Sie meinten, es sei jetzt an der Zeit, den entscheidenden Schlag zu führen, und befürworteten eine weitausholende Umfassungsbewegung über Kowno—Wilna auf Baranowitschi—Minsk. Sie rechneten damit, daß der Feind eilends ganz Polen aufgeben müsse und daß die Hauptmasse seines Heeres in den Wollhynischen Sümpfen zusammengedrängt werden würde, wo man sie vielleicht vernichten könne.

Die Gegensätze zwischen dem Generalstabschef und dem Oberbefehlshaber Ost nahmen eine solche Schärfe an, daß Falkenhayn genötigt war, eine Entscheidung des Kaisers in seinem Sinne zu erwirken. Es blieb hiernach bei der Doppeloffensive gegen die Warschauer Front. Die 12. Armee unter General von Gallwitz durchbrach in der zweiten Hälfte des

Juli und im August bei Prasznyß die russischen Linien und gewann langsam über die Narembefestigungen hinweg den Raum östlich Warschau, während gleichzeitig die Südgruppe über Eholm-Dublin in Richtung Brest-Litowsk vordrang. Unter dem Druck dieser Bewegungen begann der Feind auch auf dem westlichen Weichselufer vor den hart nachdrängenden deutschen Armeen zu weichen. Auch die östlich der Armee Gallwitz anschließende Armee Scholz setzte sich schließlich über Lomza auf Grodno in Marsch.

Schon am 27. Juni hatte sich ein in Brest-Litowsk unter dem Vorsitz des Zaren stattfindender russischer Kriegsrat mit der Preisgabe der gesamten polnischen Festungsfront befaßt. Der erbitterte Widerstand, den die Russen am Narew und zwischen Bug und Weichsel leisteten, diente nur noch der Deckung des Abzuges aus dem Warschauer Bogen. Es zeigte sich, daß die Zange von Falkenhayn zu flach angelegt war und nicht scharf genug faßte. Im übrigen erwies sich der Russe, wie schon so oft in seiner Geschichte, als ein Meister des Rückzuges. Er wandte dabei bedenkenlos die nicht mehr ganz zeitgemäße Methode der Verwüstung des eigenen Landes an.

So entzog sich die russische Heeresmitte unter Aufgabe Polens und der Festungen ohne allzu schwere Verluste der Umklammerung. Nur das starke Nowogeorgiewsk suchte sich zu halten. Es mußte sich jedoch bald ergeben. Die Russen verloren dabei annähernd 100 000 Gefangene.

Der Generalstabschef stand jetzt wiederum vor der Frage, ob er die Offensive fortsetzen solle: Hindenburg und Ludendorff verzehrten sich in dem heißen Wunsche, die Umfassungsbewegung im Norden über Wilna und Minsk doch noch zur Durchführung zu bringen, obgleich die beste Aussicht durch den Rückzug aus dem Warschauer Bogen bereits verpaßt war. Sie hatten aus eigenem Entschluß und mit eigenen Kräften inzwischen, Mitte August, den nördlichen Eckpfeiler des russischen Festungssystems, Kowno, nach kurzer Belagerung zertrümmert. Der linke Flügel stand bereits tief in Rußland.

Falkenhayn gab nur widerstrebend nach. Seine Gedanken

hatten sich von Rußland schon gelöst. Sie beschäftigten sich mit dem Feldzug gegen Serbien, den er noch in diesem Herbst zur Durchführung bringen wollte. Die sehr bedrängte Lage der Türken bei Gallipoli machte diesen Angriff unaufschiebbar. Ein großer Teil der durch die Verkürzung der russischen Front frei gewordenen Kräfte wurde schleunigst an die Donau geschickt.

Für die Operation über Wilna auf Minsk blieb nicht viel übrig. Im wesentlichen mußte Hindenburg sehen, wie er den Angriff mit den eigenen Kräften bestritt. Trotz der sehr verminderten Aussichten hat er versucht, das Glück doch zu zwingen. Aber es zeigte sich, daß der Zeitpunkt verpaßt war. Die deutsche Angriffsgruppe gewann nicht rasch genug an Boden. Ihre vorgeworfenen Kavallerie-Divisionen vermochten sich gegen die herbeieilenden russischen Verstärkungen nicht zu halten. Es gelang dem russischen nördlichen Flügel und der Mitte, sich der riesenhaft geplanten Umfassung durch rechtzeitigen Rückzug aus dem nur noch flachen Bogen zu entziehen. Im Norden kam der deutsche Angriff am Flußlauf der Düna zum Stehen, wobei Riga aber in Feindeshand blieb.

Von Dünaburg ab verlief Anfang Oktober die Front ziemlich geradlinig über Smorgon—Baranowitschi nach Süden auf Pinsk—Luzk, wo sie Anschluß an die österreichische Front fand. Ein schmaler Streifen österreichischen Bodens blieb in Ostgalizien, bei Larnopol, noch in russischer Hand.

Rückblick auf die Sommeroffensive in Rußland

Überblickt man die Gesamtoperationen auf dem russischen Kriegsschauplatz, so hebt sich mit aller Deutlichkeit das Ringen zwischen der strategischen Auffassung Falkenhayns und derjenigen Hindenburgs und Ludendorffs ab, die sich mit den Plänen des Generals von Conrad meist eng berührte. Die Kritik hat mit wenigen Ausnahmen für Hindenburg-Ludendorff Partei genommen. Es kann wohl auch nach dem ganzen Verlauf des Feldzuges kaum einem Zweifel unter-

liegen, daß eine einheitliche, auf die Entscheidung abzielende Operation, wie sie Hindenburg und Ludendorff vorschwebte, Aussicht auf die Bezwingung des russischen Heeres gehabt hätte. Daß die Ausnutzung solcher Möglichkeiten im Sinne der deutschen Generalstabstradition von Clausenitz über Moltke bis Schlieffen lag, bedarf keiner weiteren Ausführung. Und ebenso sicher ist, daß die Taktik des tropfenweisen Einsatzes der Verstärkungen und des schrittweisen Vorgehens mit eng begrenzten Zielen, wie wir sie in ähnlicher Weise schon im Herbst 1914 im Westen bei dem sogenannten „Wettlauf zum Meer“ beobachteten und im Jahr 1916 vor Verdun wieder finden, der militärischen und politischen Lage dieses Krieges keinesfalls entsprach.

Der Erfolg des Sommerfeldzuges in Rußland war trotzdem groß. Die Verluste der Russen waren auf wenigstens ein- und eine halbe Million Mann zu schätzen, davon etwa eine Million Gefangene. Sie hatten alle ihre Festungen und große Landgebiete verloren. Aber alles das genügte noch nicht, um der deutschen Heeresleitung volle Rückenfreiheit für den Westen zu schaffen. Eine entscheidende Verminderung der im Osten eingesetzten deutschen Kräfte konnte nicht vorgenommen werden. Im Frühjahr 1916 stand die russische Armee schon wieder kampfkraftig zum Angriff bereit, und im Sommer mußte die österreichisch-ungarische Front wiederum durch deutsche Truppen gestützt werden.

Der Krieg der Türkei

(Strategischer Atlas: Karte 25)

Überaus gefahrvoll hatte sich während des ganzen Jahres 1915 die Lage der Türkei gestaltet. Ihr Anschluß an die Mittelmächte, wohl durch die Überzeugung hervorgerufen, daß ein siegreiches Rußland unter allen Umständen sich die Dardanellen aneignen werde, hatte die Grenzen des Krieges bis tief nach Asien und bis nach Ägypten erweitert. Indessen bedeutete die Bundesgenossenschaft der Türkei einen zweifelhaften Gewinn, solange sie vollkommen isoliert kämpfen

mußte. Das industriearme und in vieler Hinsicht rückständige Land war außerstande, sich auf die Dauer ohne deutsche Unterstützung mit Waffen und Munition und mit Offizieren gegen die Armeen der europäischen Großmächte zu halten. So würde sich das Schicksal der Kämpfe auf der Sinaihalbinsel, im Zweistromland, in Armenien und an den Dardanellen ziemlich schnell zuungunsten der Türkei entschieden haben, wenn es nicht eben noch rechtzeitig gelungen wäre, die Verbindung mit den Mittelmächten herzustellen.

Der Versuch, den Krieg nach Ägypten zu tragen und die Lebensader des britischen Reiches, den Suezkanal zu durchschneiden, blieb ohne Ergebnis. Ein türkisches Expeditionskorps, etwa in Divisionsstärke, unter dem deutschen Obersten Kress von Kressenstein, das Anfang Februar 1915 am Suezkanal erschien, mußte nach wenigen Tagen den Rückmarsch durch die Sinaihalbinsel antreten. Hier zeigten sich die durch die Länge der rückwärtigen Verbindungen, den Wassermangel und das Fehlen leistungsfähiger Bahnen hervorgerufenen Schwierigkeiten der türkischen Kriegsführung. Es ist staunenswert und zeugt von der hohen kriegerischen Veranlagung der türkischen Rasse, mit welcher Zähigkeit sich die osmanische Armee trotzdem gegen die vorzüglich ausgerüsteten und über ausgezeichnete rückwärtige Verbindungen verfügenden Ententeheere vier Jahre hindurch behauptet hat. Mit einem schweren Mißerfolg endigte der Feldzug im Kaukasus, wo die unter der Führung des Vizegeneralissimus Enver Pascha stehende 3. türkische Armee Anfang Januar 1915 auf dem Hochland südlich Batum und Kars, bei Sarakamisch und Olti eine vernichtende Niederlage erlitt.

In Mesopotamien hatten sich englisch-indische Truppen am Euphrat entlang auf Bagdad in Marsch gesetzt und im November 1914 Basra erreicht. Als der Angriff nach gründlicher Vorbereitung im Herbst 1915 sich Bagdad näherte, wurden die Engländer vor den Toren der Stadt auf der alten historischen Kampfstätte bei Ctesiphon geschlagen und mußten den Rückzug auf Kut el-Amara antreten. Hier wurden sie von den verfolgenden Türken, deren Oberbefehl der alte Freund des Osmanischen Reichs, General von der Goltz,

übernommen hatte, eingeschlossen. Im April 1916 fiel Kut el-Amara, jedoch reichten die Kräfte nicht aus, um den Feind aus Mesopotamien zu verdrängen.

Der Kampf um die Dardanellen

(Strategischer Atlas: Karte 25)

Während diese Kämpfe an der Peripherie des türkischen Reiches auf die strategische Gesamtlage nur insoweit Einfluß gewannen, als sie britische Kräfte fesselten, wurde das im März 1915 beginnende Ringen um die Dardanellen eine der entscheidenden Kriegshandlungen des Weltkrieges. Es war für die Entente eine Lebensfrage geworden, daß dem bedrängten Rußland Waffen und Munition zugeführt wurden. Da die Ostsee durch die deutsche Flotte beherrscht wurde und der Weg über Ostasien zu weit war, sollte der Versuch gemacht werden, die Dardanellen und den Bosporus, die den Zugang zum Schwarzen Meer sperrten, aufzusprengen. Die Eroberung Konstantinopels entschied zugleich über die Lage auf dem Balkan. Bulgarien, Rumänien und Griechenland konnten, wenn ein englisch-französisches Heer in Konstantinopel stand, nicht mehr daran denken, Anschluß an die Mittelmächte zu suchen. Selbst eine neutrale Haltung war dann kaum noch möglich. Jedenfalls lag es im Belieben der Entente, wenn sie an den Dardanellen siegreich waren, eine neue Hauptkampffront auf dem Balkan gegen die Mittelmächte zu bilden. Dann war der Ring auf dem Lande und zur See vollkommen geschlossen.

Die türkische Heeresleitung war auf die Gefahr vorbereitet. Unter Anleitung deutscher Offiziere mühte man sich, die zum größten Teil veralteten Verteidigungseinrichtungen auf der schmalen langgestreckten Halbinsel Gallipoli so gut es ging zu verstärken. Als eine englisch-französische Flotte am 18. März die Dardanellen zu forcieren versuchte, wurde sie unter ernststen Verlusten durch das Feuer der Küstenwerke zurückgewiesen.

Einen Monat später landete eine aus britischen und französischen Truppen zusammengesetzte Armee auf Gallipoli,

um nunmehr den Weg nach Konstantinopel zu Lande zu öffnen. Die Türken leisteten jedoch so erbitterten Widerstand, daß die Alliierten nur einen ganz engen Küstenstreifen an der Westküste von Gallipoli zu besetzen vermochten. In dieser sonderbaren Lage, eng an die Uferränder gepreßt, haben die Alliierten unter dem deckenden Feuer der Schiffsgeschütze dreiviertel Jahr lang gekämpft, ohne nennenswert Raum zu gewinnen. Hunderttausende wurden geopfert, aber die türkische Verteidigung unter dem Kommando des deutschen Generals Liman von Sanders blieb unerschütterlich. Der osmanische Soldat hat an den Dardanellen Wunder der Tapferkeit verrichtet. Trotz der veralteten Geschütze und der völlig unzureichenden Munition hat die türkische Armee unter furchtbaren Verlusten so lange standgehalten, bis endlich im November, nach dem Anschluß Bulgariens und der Niederwerfung Serbiens, Hilfe gebracht werden konnte.

Im Dezember 1915 hat die Entente, angesichts der durch die Vernichtung des serbischen Heeres total veränderten Lage, den Kampf an den Dardanellen aufgegeben. Die englischen und französischen Truppen verließen im Laufe des Dezember und des Januar die Halbinsel Gallipoli. Die Meerenge blieb bis zum Kriegsende verschlossen. Rußland konnte aus seiner Isolierung nicht befreit werden, und dieser Zustand hat nicht zum wenigsten dazu beigetragen, die russische Revolution zu beschleunigen.

Der Feldzug gegen Serbien

(Strategischer Atlas: Karte 14)

Der Feldzug gegen Serbien, der endlich Anfang Oktober beginnen konnte, vollzog sich planmäßig. Es lag hier der seltene Fall vor, daß die durch Bulgarien verstärkten Mittelmächte mit sicherer Überlegenheit auf einem abgeschlossenen Kriegsschauplatz kämpften. Je eine deutsche, österreichisch-ungarische und bulgarische Armee unter dem Feldmarschall von Mackensen wurden zum konzentrischen Vormarsch auf Nisch angesetzt. Die Deutschen und Österreicher gingen von Norden, von Belgrad her, längs der Morawa vor, die Bul-

garen marschierten aus dem nordwestlichen Zipfel Bulgariens auf Nisch. Eine andere bulgarische Armee übernahm nach Süden die Deckung gegen die inzwischen bei Saloniki gelandete Hilfsarmee der Alliierten.

Der Vormarsch der Verbündeten wurde außerordentlich erschwert durch die schlechte Witterung und die Grundlosigkeit der Wege. Er führte über die hohen Gebirgszüge des Balkans. Die Anstrengungen waren sehr groß, jedoch wurden die Serben überall nach tapferer Gegenwehr geschlagen. Auf dem Amselfeld, westlich Pristina, an das sich glorreiche Erinnerungen für das serbische Volk knüpfen, sammelten sich die Trümmer der serbischen Armee zum letzten vergeblichen Kampf. Nur Überreste haben schließlich, nach Verlust aller Geschütze und Trains, über das tief verschneite albanische Gebirge die adriatische Küste erreicht. Sie wurden nach Korfu überführt, wo sie später zu einem kampffähigen Verband wieder zusammengestellt wurden.

Die Hilfe der Ententemächte kam zu spät. Die aus Engländern und Franzosen zusammengesetzte Orientarmee, die unter Mißachtung der griechischen Landeshoheit in Saloniki landete, konnte das Schicksal der serbischen Armee nicht mehr wenden. Ihr Entlastungsstoß nach Norden mißglückte. Sie wurde von der 2. bulgarischen Armee in Gegend Prilep geschlagen und zum Rückzug bis hinter die griechische Grenze gezwungen.

Fast wäre es bei dieser Gelegenheit der Entente gelungen, das widerstrebende Griechenland auf ihre Seite zu zwingen. Im letzten Augenblick gewann der König, der sich um die Neutralität Griechenlands bemühte, aber die Oberhand über den Ministerpräsidenten Venizelos, der als der Führer der Kriegspartei auf der Seite der Entente stand. Venizelos mußte zurücktreten. Griechenland blieb trotz aller Gewaltmaßnahmen der Entente vorläufig neutral.

Für die Mittelmächte schienen sich glänzende Aussichten für den Abschluß der Balkanoperationen zu eröffnen. Man brauchte die Verfolgung der Orientarmee nur bis zur Küste fortzusetzen, dann war man Herr über den ganzen Balkan. Wider Erwarten wurde der Vormarsch der Bulgaren auf

Wunsch des Generals von Falkenhayn an der griechischen Grenze jedoch plötzlich gestoppt.

Die Gründe waren vielseitiger Natur. Sie lagen teilweise auch auf politischem Gebiet. Man scheute sich, dem Beispiel der Entente zu folgen und ebenfalls die griechische Neutralität zu verletzen. Falkenhayn war fernerhin der Meinung, daß das Ziel der Operationen auf dem Balkan im wesentlichen erreicht sei. Die Flankenbedrohung Österreich-Ungarns vom Balkan her war beseitigt, der Weg nach Konstantinopel gesichert, die Durchfahrt durch die Dardanellen gesperrt. Das genügte. Es schien auch ganz nützlich, wenn englisch-französische Kräfte auf dem Balkan durch das bulgarische Heer gefesselt wurden. Jeder englische und französische Soldat, der hier focht, bedeutete eine Entlastung für die Westfront.

Unter den rein militärischen Gründen, die für die Einstellung des Angriffs sprachen, fiel besonders ins Gewicht, daß die Truppe durch die außerordentlichen Strapazen des Feldzugs überanstrengt und die rückwärtigen Verbindungen durch das gebirgige Mazedonien sehr schwierig waren. Der Generalstabschef Mackensens, General von Seeckt, hielt die Fortsetzung der Offensive auf Saloniki erst im Frühjahr für möglich.

Demgegenüber befürwortete General von Conrad dringend die Weiterführung des Angriffs, um die Lage auf dem Balkan völlig zu bereinigen. Falkenhayn hat bis zum Beginn der Verdun-Unternehmung im Februar 1916 unter wechselnden Einflüssen geschwankt und sich den endgültigen Entschluß vorbehalten. Schließlich ist die Salonikioffensive dann den größeren Plänen, die Falkenhayn im Frühjahr 1916 im Westen verfolgte, zum Opfer gefallen.

Die Entente hatte Anfang Dezember den Entschluß gefaßt, Saloniki festzuhalten und die Orientarmee so stark zu machen, daß sie früher oder später den Angriff gegen Bulgarien und vielleicht gegen Österreich-Ungarn aufnehmen konnte.

Es ist nicht leicht, in der Salonikifrage Kritik zu üben. Tatsächlich hat das bulgarische Heer Hunderttausende von Ententesoldaten auf dem Balkan gefesselt. Auf der anderen

Seite hatte es außerordentlich ungünstige Folgen, daß die Dinge in der Schwebe blieben und daß kein endgültiger Zustand erreicht wurde. Letzten Endes haben die Mittelmächte dann doch den größeren Schaden gehabt. Griechenland stellte sich um die Mitte des Jahres 1916 unter dem Zwang der Verhältnisse auf die Seite der Entente, und Rumänien folgte ihm freiwillig auf diesem Wege. Diese Entwicklung wäre höchstwahrscheinlich nicht eingetreten, wenn die Armeen der Mittelmächte den Feind ganz vom Balkan verdrängt hätten. Es wäre dies der Moment gewesen, Rumänien, dessen undurchsichtige und hinterhältige Politik wie ein Alpdruck auf Österreich-Ungarn lastete, vor ein Ultimatum zu stellen.

Die französisch-englische Herbstoffensive im Westen

(Strategischer Atlas: Karte 18 und 22)

Während noch die deutsch-österreichischen Vorbereitungen für den serbischen Feldzug im Gange waren, brach an der Westfront Ende September 1915 bei Arras und in der Champagne eine englisch-französische Doppeloffensive los, die nicht nur der Entlastung des schwer bedrängten Ostens dienen sollte, sondern von der die Entente sich eine entscheidende Wendung auf dem Hauptkriegsschauplatz im Westen erhoffte. Das operative Ziel war weit gesteckt. Es sollte der auf Paris vorspringende Bogen zwischen Arras und Reims durch Angriff in beiden Flanken zum Einsturz gebracht werden.

Es zeigte sich, daß Falkenhayn entgegen seiner sonstigen Vorsicht hier einmal zu günstig gerechnet und mit der gleichzeitigen Offensive bei Wilna und in Serbien sehr viel gewagt hatte. In dem Augenblick, als der englisch-französische Angriff begann, war die Westfront von Reserven fast ganz entblößt. Allerdings waren durch Verkürzung der russischen Front freigewordene Kräfte bereits auf dem Wege nach Frankreich.

Der Angriff der neuen englischen „Ritchener-Armee“ bei Arras und La Bassée hatte wenig Erfolg. Dagegen stießen die Franzosen bei Souain—Somme Py auf eine schwache Stelle der deutschen Front. Der Durchbruch rückte in sehr bedrohliche Nähe. Nur die zähe, unerschütterliche Tapferkeit des deutschen Musketiers, der buchstäblich bis zum letzten Mann aushielt, hat die fast schon verlorene Schlacht gerettet. Eben noch zur rechten Zeit trafen die Verstärkungen aus dem Osten ein.

Der Entschluß Falkenhayns, trotz der Gefahr an der serbischen Offensive festzuhalten, verdient eher Bewunderung als Tadel. Der glückliche Ausgang hat seinen Mut gerechtfertigt. Trotzdem hat das Vertrauen in die Führeigenschaften Falkenhayns, das ohnehin in weiten Kreisen der Armee nicht sehr stark war, durch diese gefährliche Krise einen empfindlichen Stoß erlitten.

Der Krieg im Jahre 1916

Die Beurteilung der Lage durch den deutschen Generalstabschef um die Jahreswende 1915/16

(Strategischer Atlas: Karte 16 und 23)

Die Auffassung des deutschen Generalstabschefs über die Aufgaben der Kriegführung im Jahre 1916 ist in einer Denkschrift festgelegt, die für einen Vortrag beim Kaiser um die Weihnachtszeit 1915 angefertigt war. Sie ging davon aus, daß Frankreich militärisch und wirtschaftlich bis an die Grenze des Erträglichen geschwächt, daß Rußlands Wehrmacht zwar nicht voll niedergerungen, aber in seiner Offensivkraft gebrochen sei und daß Italien froh sein werde, das Kriegsabenteuer auf irgendeine anständige Weise zu liquidieren. Der Kernpunkt des feindlichen Widerstandes liege bei England, das einen ungeheuren Druck auf seine Alliierten ausübe. Es komme darauf an, ihm den Glauben zu nehmen, daß es durch den Ermattungskrieg zum Ziel kommen werde.

Daß die Entscheidung im Westen fallen müsse, davon war Falkenhayn mehr denn je überzeugt. Hierüber bestand im übrigen auch bei den anderen maßgebenden Stellen, bei General von Conrad und bei Hindenburg und Ludendorff kein Zweifel. Nur über die Art, wie diese letzte Entscheidung herbeigeführt werden sollte, gingen die Meinungen auseinander.

Conrad, der naturgemäß immer zuerst die Interessen der Donaumonarchie im Auge hatte, befürwortete einen vorhergehenden Angriff auf Italien mit deutscher Unterstützung. Gelang es, die Italiener zu Boden zu werfen, dann konnten

die Mittelmächte ihre Hauptkräfte an der Westfront zusammenfassen. Falkenhayn lehnte den Vorschlag ab. Er hielt es für eine goldene strategische Lehre, daß man nicht den schwächsten, sondern den stärksten Feind angreifen müsse. Er gab unverhohlen seiner Auffassung Ausdruck, daß ein Angriff auf Italien zwar für Österreich-Ungarn sehr nützlich sein werde, daß er aber für die Gesamtkriegsführung nicht unbedingt notwendig sei.

Hindenburg und Ludendorff hielten die Lage im Osten noch nicht für genügend bereinigt, um im Westen den entscheidenden Schlag schon führen zu können. Sie waren der Meinung, daß zunächst die Russen vollends geschlagen und die rumänische Gefahr beseitigt werden müsse. Die beste Aussicht hierfür bot ein Angriff auf die russische Südflanke in Richtung auf die Ukraine, wobei man Rumänien durch ein Ultimatum zum Anschluß zwingen oder überrennen müsse.

Falkenhayn hat auch diesen Vorschlag abgelehnt. Er setzte große Hoffnungen auf die wachsenden innerpolitischen Schwierigkeiten Rußlands. Wenn auch vielleicht nicht eine Revolution großen Stils dort erwartet werden dürfe, so würden die Russen doch binnen kurzem gezwungen sein, einzulenken.

An einen freiwilligen Anschluß Rumäniens an die Mittelmächte glaubte Falkenhayn nicht; von einem zwangsweisen Anschluß versprach er sich wenig. Ohne die Hilfe Rumäniens hielt er eine Offensive gegen den russischen Südflügel für aussichtslos.

Unter diesen Umständen schied Rußland als Angriffsobjekt für Falkenhayn aus. Es blieb also nur der Westen übrig. Die Zeit schien reif, um das Schwergewicht dorthin zu verlegen. Der erste Schlag sollte nicht gegen den Hauptfeind England, sondern gegen Frankreich geführt werden. Gelang es, dem französischen Volk klarzumachen, daß es militärisch nichts mehr zu hoffen habe, dann werde damit zugleich England „sein bestes Schwert aus der Hand geschlagen“.

In der Weihnachtsdenkschrift beschäftigt Falkenhayn sich eingehend auch mit den strategischen Mitteln, mit denen er das französische Heer niederzuringen beabsichtigte. Er

hielt das seiner Ansicht nach zweifelhafte und über die deutschen Kräfte gehende Mittel eines Massendurchbruchs, wie ihn die Engländer und Franzosen im Herbst 1915 in Artois und in der Champagne versucht hatten, nicht für erforderlich, meinte vielmehr, man könne auch durch Einsatz beschränkter Kräfte zu dem gewünschten Ziel kommen. Das Wesentliche war, durch einen tiefen Einbruch an einer lebenswichtigen Stelle der feindlichen Front, wie sie sich zum Beispiel in der Festung Belfort oder Verdun bot, die französischen Reserven aufzusaugen und das Heer allmählich zum Ausbluten zu bringen. Auf Raumgewinn legte Falkenhayn hierbei keinen entscheidenden Wert. Löste der erste Angriff, wie zu erwarten war, englische Entlastungsstöße an anderer Stelle aus, so war ihm das willkommen. Er wollte ihnen im Gegenangriff begegnen. Auf diese Weise hoffte er zu einer Lockerung der erstarrten Gesamtfrent zu kommen, aus der sich schließlich Durchbruch und Bewegungskrieg entwickeln sollten.

Der Falkenhaynsche Angriffsplan erhält seine richtige Beleuchtung erst durch einen Vergleich der im Frühjahr 1916 an der Westfront stehenden beiderseitigen Kräfte. Die Zahl der deutschen Divisionen betrug 94, von denen Falkenhayn 25—26 für die Frühjahrsoffensive freimachen wollte. Ihnen gegenüber standen nach den Berechnungen der Nachrichtenabteilung der Obersten Heeresleitung 150 Divisionen der Entente, davon 59 in Reserve. Es gehörte in der Tat, wie auch das Werk des Reichsarchivs über den Weltkrieg¹⁾ mit Recht hervorhebt, viel Kühnheit und viel Zuversicht in die Überlegenheit des deutschen Soldaten dazu, um angesichts dieser Stärkeverhältnisse einen Zermürbungs- und Erschöpfungskampf zu beginnen.

Man erkennt auch bei diesem Plan deutlich die Grundzüge der Falkenhaynschen Kriegsführung, die man treffend als eine Art „offensive Zermürbungsstrategie“ bezeichnet hat. Solche strategischen Aushilfen mochten für die Entente nützlich sein, für die Mittelmächte bedeuteten sie einen bedenklichen Ausweg.

¹⁾ Werk des Reichsarchivs, Bd. 10, Seite 12 f.

Für den Angriff auf Verdun, von dem Falkenhayn die Entscheidung des ganzen Krieges erhoffte, stellte er zunächst nur 4½ Korps zur Verfügung. Weitere 15—20 Divisionen behielt er für den erwarteten Gegenangriff der Entente an anderen Stellen in Reserve.

Man sucht nach einer Erklärung, warum Falkenhayn, der schon so oft in diesem Kriege, beim „Wettlauf zum Meere“, bei Ypern, bei Lodz, im Sommerfeldzug in Rußland die erforderlichen Verstärkungen zu spät und nie geschlossen eingeseht hatte, auch diesmal wieder dem gleichen Irrtum verfiel. Woher rührte die Vorstellung, daß Frankreich bereits bis an die Grenze des Erträglichen geschwächt sei und daß man den Rest seiner noch freien Kräfte durch den Angriff von viereinhalb Korps gewissermaßen aufsaugen könne? Wie kam ein bei aller Phantasie und Gedankenfülle so kühler Rechner und Skeptiker, wie es Falkenhayn war, zu dem fanatisch festgehaltenen Glauben, daß er allein schon durch die Bedrohung von Verdun den Gesamt- ablauf der Dinge im Westen seinem Wunschbild entsprechend festlegen werde?

Eine Antwort auf diese Fragen ist nur zu finden in der Natur Falkenhayns, der die Entschlußkraft, alles auf eine Karte zu setzen, versagt war, die den Einsatz fast immer zu niedrig bemas, für die als Grundlehre dieses Krieges der Satz galt: „Halte, was du hast, und gib nie einen Fußbreit von dem auf, was du gewannst!“

Falkenhayn war von seinen Fähigkeiten und von seiner geistigen Überlegenheit über den engeren Kreis seiner Mitarbeiter überzeugt, aber es fehlte ihm trotzdem der innere Bewußtsein wurzelnde unerschütterliche Glaube an sich selbst, es fehlte ihm das tiefe Ahnen und Wissen des großen Feldherrn. Er hat wohl auch darunter gelitten, daß die Armee nicht mit dem gläubigen Vertrauen zu ihm ausblickte, wie zu Hindenburg und Ludendorff, daß nicht er der Held des Krieges war. Sein Selbstvertrauen war nicht groß genug, um schwere Krisen seelisch überwinden zu können. Sie lähmten ihn und machten ihn entschlußlos. So war es in verhängnisvoller Weise schon in den Tagen von Ypern ge-

wesen, wo er kein Ende fand und den rettenden Entschluß, das Schwergewicht nach Lodz zu verlegen, verpaßte. So wurde es auch bei Verdun. Er fühlte, daß er auf schwankendem Boden schritt, daß er über eine verlorene Schlacht stürzen konnte. Er fand nicht die Kraft, stehen zu bleiben, Mißerfolge einzugestehen, einen anderen Weg einzuschlagen.

Nach Tpern und Lodz, als der Kanzler, Hindenburg und Moltke ihn auszuschalten versuchten, hatte das Vertrauen des Kaisers, dessen Natur der seinigen in manchen Zügen verwandt war, ihn auf seinem Posten gehalten. Dieses Vertrauen hatte während des Jahres 1915 nicht wesentlich gelitten. Erst nach dem furchtbaren Fehlschlag von Verdun und der anschließenden Krise, die die Mittelmächte bis an den Rand des Verderbens brachte, wurde es dem Kaiser schließlich doch klar, daß Falkenhayn seiner Stellung nicht mehr gewachsen war und daß es Männer gab, die seinen Platz besser ausfüllen konnten.

Für das Kriegsjahr 1916 hat Falkenhayn auch den Seekrieg in seine Pläne eingespannt. Er forderte den unbeschränkten U-Boot-Krieg, allerdings unter der bestimmten Voraussetzung, daß die Seekriegsleitung sich nicht in ihrer Zusage, England innerhalb eines Jahres auf diesem Wege zum Einlenken zu bringen, irre. Selbst die Gefahr des Eingreifens Amerikas konnte und mußte seiner Meinung nach in diesem Falle in Kauf genommen werden. Jedenfalls sei es militärisch nicht länger zu verantworten, das voraussichtlich wirksamste Kampfmittel in einer zur Entscheidung drängenden Lage ungenützt zu lassen.

Die mit größter Entschiedenheit erhobene Forderung Falkenhayns ist an dem zähen und erbitterten Widerstand Bethmann Hollwegs gescheitert. Bethmann wollte die Mitverantwortung für einen Krieg mit den Vereinigten Staaten nicht übernehmen. Die ungeheure Erregung, die anlässlich der Versenkung der „Lusitania“ und der „Arabic“ Mitte 1915 in Amerika entstanden war, ließ keinen Zweifel, daß der unbeschränkte U-Boot-Krieg die Kriegserklärung der Vereinigten Staaten zur Folge haben werde. Als der „Sussexfall“

eine neue Krise hervorrief, führte der Kanzler, ohne sich mit dem Generalstabschef vorher zu verständigen, eine Entscheidung des Kaisers gegen den unbeschränkten U-Boot-Krieg herbei.

Falkenhayn empfand die Haltung des Kaisers als einen so schweren Schlag gegen die von ihm vertretene Kriegsführung, daß er seine Entlassung erbat, die jedoch abgelehnt wurde.

Die Meinungsverschiedenheiten, die zwischen Falkenhayn und Conrad über die Weiterführung des Krieges bestanden, nahmen so scharfe Formen an, daß sie sich nicht mehr überbrücken ließen. Schließlich hat jeder, ohne sich den Plänen des anderen anzupassen und ohne das unbedingt notwendige Einvernehmen herzustellen, seine eigene Offensive durchgeführt. Falkenhayn griff Ende März die Nordostfront von Verdun an, Conrad eröffnete Mitte Mai von Trient aus den Angriff auf Italien.

Der Kriegsplan der Entente

(Strategischer Atlas: Karte 16)

Den Generalstabschefs der Entente erschien die Kriegslage, als sie sich am 6. Dezember 1915 in Châtillon zur Beratung zusammensetzten, um über die Kriegsführung des nächsten Jahres zu beraten, in einem ganz anderen Lichte.

Die Rüstungen des britischen Weltreiches erreichten erst im Sommer 1916 ihren Höhepunkt. Um das äußerste zu tun, war England sogar bereit, für die Dauer des Krieges die allgemeine Wehrpflicht einzuführen. Die Kräfte Frankreichs waren während des Jahres 1915 verhältnismäßig wenig beansprucht worden, jedenfalls nicht entfernt so, wie die der Mittelmächte. Es hatte Zeit gehabt, die Mobilisierung der militärischen Hilfskräfte in seinen Kolonien zu betreiben. Sie lieferten ihm wertvolle Zuschüsse zu dem knapp werdenden Ersatz.

Beide Mächte sahen der Weiterführung des Krieges trotz der Niederlage, die Rußland im vergangenen Jahre erlitten hatte, mit gutem Vertrauen entgegen. Ihr Kriegsplan war

einfach. Wenn die Höchstrüstungen erreicht waren, wollte man die Mittelmächte konzentrisch von allen Seiten angreifen. Die Vorbereitungen für diese „Generaloffensive“ wurden ohne Übereilung mit größter Sorgfalt getroffen. Man hatte Zeit, denn die Zeit arbeitete nicht für die Mittelmächte, sondern für die Entente. Der Beginn der Offensive, ursprünglich für den März in Aussicht genommen, wurde auf die Mitte des Sommers verschoben. Auch die Russen waren dann wieder besser bei Kräften. Ihr Angriff sollte zwei Wochen vor dem der Westmächte beginnen.

Aber das anzuwendende Kampfverfahren bestand kein Zweifel. Man erwartete die Entscheidung dieses Krieges nicht von irgendeiner genialen Feldherrnidee, sondern von der Organisation der Massenherstellung von Waffen und Kriegsgerät aller Art. Es kam nur darauf an, daß genügend Kanonen zur Stelle waren, um mit einem Übermaß von Munition wochen- und monatelang an wenigen eng begrenzten Stellen der deutschen Stellungen „trommeln“ zu können, bis der Widerstand erlahmte.

Wo der Angriff stattfand, war nicht besonders wichtig. Man wählte das Sommegebiet, wo die beiden alliierten Armeen zusammenstießen.

Der deutsche Angriff im Westen:

Die Schlacht vor Verdun

(Strategischer Atlas: Karte 23)

Als am 21. Februar 1916 der Angriff auf Verdun, infolge des ungünstigen Wetters um eine Woche verspätet, losbrach, schien es, als ob die Erwartungen Falkenhayns doch in Erfüllung gehen würden. Der Angriff drang innerhalb von drei Tagen bis zur Hauptkampflinie der Festung vor. Das starke Fort Douaumont wurde besetzt. In einer Art Panik wollte der Gouverneur von Verdun bereits das Ostufer räumen und wurde nur durch das Eingreifen Joffres daran gehindert. Es gab einen sehr kritischen Augenblick am 24. und 25. Februar, wo die Möglichkeit bestand, in raschem

Zugriff die beherrschende Höhe des Ostufers von der Côte de froide terre bis Tavannes zu gewinnen. Aber die günstige Lage wurde nicht rechtzeitig erkannt, und es waren auch keine Reserven da, um die ermüdeten Truppen durch frische Kräfte zu ersetzen. Von den zur Verfügung gestellten 9 Divisionen waren unglücklicherweise überhaupt nur 6 an der entscheidenden Stelle auf den Cotes eingesetzt, die 3 anderen standen ziemlich nutzlos in der Woëvre-Ebene. Jetzt schon zeigte sich, daß die von der Obersten Heeresleitung für die Verdun-offensive angesetzten Kräfte viel zu schwach waren.

Am 26. und 27. Februar versteifte sich dann, vom westlichen Maasufer her wirksam durch flankierendes Artilleriefeuer unterstützt, der französische Widerstand. Es rächte sich, daß man den Angriff nicht von vornherein auch gegen das Westufer angesetzt hatte, wie die 5. Armee es vorschlug, um zum mindesten den Feind dort zu binden.

Das Schicksal der Schlacht von Verdun war in den letzten Tagen des Februars bereits entschieden. Alle Versuche der nächsten Wochen und Monate, den ins Stocken geratenen Angriff wieder in Gang zu bringen und die beherrschende Höhe von Froide Terre und Tavannes zu gewinnen, blieben erfolglos. Wäre Falkenhayn sich rechtzeitig darüber klargestellt, daß sein Plan gescheitert war, und hätte er die notwendigen Folgerungen hieraus gezogen, so wäre für die deutsche Kriegsführung kein Schaden entstanden. Die Kraft des deutschen Heeres wäre dann erhalten geblieben, und man hätte entweder unter besseren Voraussetzungen an anderer Stelle einen neuen Angriff beginnen oder die Reserven für die bevorstehende Generaloffensive der Entente verfügbar halten können. Aber der Generalstabschef konnte sich nicht entschließen, das verderbliche Unternehmen zu liquidieren. Er folgte dem Rat des Generalstabschefs der 5. Armee, Schmidt von Knobelsdorff, der zur Fortsetzung der Offensive unter immer stärkerem Einsatz von Kräften drängte.

Falkenhayn hat seine Haltung damit begründet, daß die Verluste der Franzosen größer gewesen seien als die der Deutschen und daß dementsprechend der dem Angriff auf Verdun zugrunde liegende Gedanke der Abnutzung des französischen

Heeres sich als durchaus wirksam erwiesen hätte. Dagegen ist zu sagen, daß in der „Mühle von Verdun“ nicht nur die französischen Reserven zermahlen worden sind, sondern daß auch eine unerträglich hohe Zahl deutscher Divisionen, die im Laufe eines halben Jahres zwischen die Mühlsteine geworfen wurden, zermalmte wurden. Angesichts der gewaltigen feindlichen Überlegenheit brauchte Deutschland seine Reserven aber notwendiger als Frankreich. Die Rechnung Falkenhayns war schon in ihren Voraussetzungen falsch.

Als man sich Anfang März dazu entschloß, den Angriff auch auf das Westufer der Maas auszudehnen, war der günstige Augenblick verpaßt. Man hat in viermonatelangen Kämpfen nicht mehr als vier Kilometer Raum gewinnen können. Nicht einmal die Ausschaltung des französischen Flankensfeuers nach dem Ostufer hinüber ist gelungen.

Anfang Mai war zu erkennen, daß die Engländer an der Somme eine große Offensive vorbereiteten. Es trat also anscheinend das ein, was Falkenhayn, freilich unter ganz anderen Voraussetzungen, erwartet und gewünscht hatte: Der Feind unternahm eine Entlastungs-offensive. Aber wo waren jetzt die Reserven, mit denen er diesem Angriff in mächtigem Gegenstoß hatte begegnen wollen? Sie waren zerronnen.

Langsam zog das Verhängnis herauf. Mehr als einmal tauchte der Gedanke auf, doch noch alles zusammenzuraffen, um zwischen der Somme und der Aisne das *Prävenire* zu spielen. Aber Falkenhayn war um diese Zeit schon innerlich zu unsicher geworden und besaß nicht mehr die Schwungkraft, um neue strategische Entschlüsse von unbekannter Tragweite und Wirkung zu fassen. Er geriet immer mehr in einen Zustand der Ratlosigkeit, in dem er die Dinge treiben ließ.

Die Niederlage, die er um die Wende April—Mai in der Frage des U-Boot-Krieges erlitt, in der der Kaiser gegen ihn entschied, hat diesen Zustand noch verschlimmert. Umsonst hatte er die Erklärung abgegeben, daß man auf die Weiterführung der Operationen bei Verdun werde verzichten müssen, wenn der verschärfte U-Boot-Krieg suspendiert werde. Umsonst hatte er als letztes Gewicht sein Abschiedsgesuch in

die Waagschale geworfen. Das Wort des Generalstabschefs galt nicht mehr so viel wie im Jahr 1915. Sein Ansehen war durch die Ereignisse bei Verdun erschüttert, auch das Vertrauen des Kaisers war wankend geworden. Der Stern Falkenhayns war im Sinken.

Der schwere Zwist zwischen dem Kanzler und dem Generalstabschef ist im Mai allerdings noch einmal beigelegt worden. Der Kaiser wollte sich von keinem von beiden trennen. Nach Falkenhayn kamen Hindenburg und Ludendorff. Aber zu ihnen hatte der Kaiser noch kein persönliches Verhältnis gefunden. Die harte, wenig schmiegsame Natur Ludendorffs blieb ihm immer fremd. So schob er den unvermeidlich gewordenen Augenblick noch hinaus.

Die österreichisch-ungarische Offensive in Tirol

(Strategischer Atlas: Karte 24)

Während Falkenhayn vor Verdun seinen Feldherrnruhm verlor, hatte General von Conrad seine Extradour gegen Italien begonnen. In mächtigem Schwunge warf Mitte Mai die Armee des Erzherzogs Eugen, aus dem Raum Rovereto—Trient hervorbrechend, die Italiener von den Bergen herab. Ende Mai kämpften die Österreicher bereits südlich Asiago und Arsiero um die letzten Höhenzüge, die zur Ebene führen. Aber hier begannen die Kräfte zu erlahmen. Es fehlten die 4 deutschen Divisionen, die Conrad als Sturmtruppe erbeten, die Falkenhayn aber in Hinblick auf seine eigenen Pläne abgeschlagen hatte. Als dann in Rußland die Brussilow-Offensive losbrach, die alle verfügbaren Kräfte nach Wolhynien und nach der Bukowina zog, war die Tiroler Offensive endgültig erledigt.

Bald darauf erfolgte in Italien ein schwerer Rückschlag. Die italienischen Reserven flossen zur Isonzofront zurück, und Anfang August stürmten die Italiener zum sechsten Male gegen Görz an. Die Österreicher erlitten hier ihre erste Niederlage. Görz ging verloren. Es war ein bedenkliches Zeichen, daß die Kampfkraft der K. u. K. Armee jetzt auch an

dieser Front, wo sie bisher kaum einen Schritt Boden verloren hatte, anfang nachzulassen. Die Zeit war vielleicht nicht mehr fern, wo deutsche Truppen zur Unterstützung hier eingreifen mußten.

Die Generaloffensive der Entente im Sommer und Herbst 1916

(Strategischer Atlas: Karte 16)

In die hochgespannte Lage fuhr wie ein Blitz Anfang Juni die Nachricht, daß den Russen bei Luzk und in der Bukowina tiefe Einbrüche in die österreichische Front geglückt seien. Es war ein schweres Erwachen aus der trügerischen Hoffnung, daß von Rußland her nichts mehr zu befürchten sei.

Der Gegenschlag der Ententemächte, die Generaloffensive an allen Fronten, hatte begonnen. Von diesem Augenblick an führte die verderbliche Entwicklung der Dinge, die mit Verdun ihren Anfang genommen hatte, reißend schnell bergab. Ende Juni setzte das Ringen an der Somme ein. Im August griff Italien an der Isonzofront mit verdoppelter Hefigkeit wieder an, und Ende August erklärte Rumänien den Krieg.

Es ist wie ein Wunder, daß es angesichts dieser ungeheuren Ereignisse zu keiner Katastrophe kam. Es hat für die Mittelmächte immer gerade gereicht, um das Äußerste abzuwenden. Der eigentliche Held in diesem gigantischen Ringen war nicht der oberste Führer, der Zug um Zug die Steine auf dem strategischen Feld hin und her schob, sondern es war der einfache Soldat, der mit seiner unverwüßlichen Zähigkeit und Todesbereitschaft mehr tat, als ihm nach den Gesetzen der Natur hätte zugemutet werden dürfen. In Verdun und in der Sommeschlacht, in Wolhynien, in der Bukowina und in Rumänien wurde die Seelenkraft des deutschen Heeres gewogen. Nie ist die unermessliche Belastung dieser Sommermonate überboten worden, nie in seiner langen Geschichte hat deutsches Soldatentum höhere Triumphe gefeiert. Der goldene Kranz dieses Krieges gebührt dem Soldaten des Jahres 1916.

Die Sommeschlacht

(Strategischer Atlas: Karte 20)

Die Sommeschlacht begann am 24. Juni und endigte am 18. November. In dieser ganzen Zeit hat die Schlacht nicht einen Tag geruht. Sie steigerte sich zeitweilig zu „Großangriffen“, denen tagelanges Trommelfeuer voranging, und sank dann wieder zu Teilangriffen gegen einzelne Dörfer, Stützpunkte und Gräben herab. Die Verteidigungsanlagen wurden zu Staub zermalmt. Trotzdem gelang den Engländern und Franzosen der Durchbruch oder auch nur ein tiefer Einbruch an der Somme ebensowenig, wie er den Deutschen bei Verdun geglückt war. Die Nervenkraft des Soldaten blieb letzten Endes der Technik der Materialschlacht doch überlegen.

Das Ziel, das sowohl die englisch-französische wie die deutsche Heerführung erstrebt hatten, planmäßige Zermürbung der feindlichen Kräfte, wurde auf beiden Seiten in hohem Maße erreicht. Allein in der Sommeschlacht betrugen die deutschen Verluste annähernd eine halbe Million, die der Engländer und Franzosen noch ein Drittel mehr. Dieses Blutbad hat aber doch nicht ausgereicht, um eine der beiden Parteien kampfunfähig oder auch nur widerstandsmüde zu machen. Immerhin lastete der Blutverlust schwerer auf den Mittelmächten als auf der Entente, der fast unbegrenzt Menschen zur Verfügung standen.

Die Kämpfe im Osten

(Strategischer Atlas: Karte 16)

Im Osten hatten die Kämpfe naturgemäß einen ganz anderen Charakter. Der russische Einbruch in Wolhynien und in der Bukowina erstreckte sich auf Hunderte von Kilometern nach der Breite und Tiefe. Das Ergebnis war aber auch hier das gleiche. Der Stoß wurde durch deutsche Verstärkungen aufgefangen, und es entstanden neue Fronten.

Die Einzelheiten dieser Kämpfe sind für die strategische Betrachtung ohne Belang.

Der letzte Posten in der Rechnung der Entente war die Kriegserklärung Rumäniens. Sie sollte, so hoffte man, den Krieg entscheiden. Der rumänische Angriff erfolgte zu einer Zeit, als die Mittelmächte im Osten und Westen schon alle Kräfte eingesetzt hatten und anscheinend dicht am Zusammenbrechen waren.

Die Ernennung Hindenburgs zum Generalstabschef und Ludendorffs zum Ersten Generalquartiermeister

In diesem Augenblick der höchsten Gefahr übernahmen Hindenburg und Ludendorff an Stelle von Falkenhayn in gemeinsamer Verantwortung das Amt des Generalstabschefs. Ihre Ernennung zum Generalstabschef und zum Ersten Generalquartiermeister bedeutete nicht nur einen Wechsel der Personen, sondern zugleich der strategischen Gesamtaufassung dieses Krieges. Sie waren in den vergangenen beiden Jahren als Vertreter einer entscheidungsuchenden, höchste Ziele erstrebenden Kriegsführung scharfe Gegner der Falkenhaynschen Strategie des zähen Abbringens mit eng gesteckten Zielen und mit vorsichtiger Bemessung der Kräfte gewesen. Nun standen sie selbst an der Spitze, und es war jetzt an ihnen, die Strategie zu bestimmen.

Das Schicksal fügte es indessen, daß sie die Führung zu einer Zeit übernahmen, in der keine Möglichkeiten mehr bestanden, mit großen Schlägen eine Entscheidung zu erzwingen. Die strategische Gesamtlage glich einem Trümmerfeld. Das Gleichgewicht der Kräfte, das Ende des Jahres 1915 annähernd hergestellt schien, war auf das empfindlichste gestört. Es blieb den beiden Führern daher zunächst auch nichts anderes übrig, als mit den Mitteln der strategischen Verteidigung das Verderben abzuwehren.

Neben der Bekämpfung der rumänischen Gefahr bestand die Hauptaufgabe der neuen Männer der Obersten Heeresleitung darin, die an vielen Stellen im Westen und Osten lodernnden Flammen ausbrennen zu lassen oder zu ersticken. Das schwierigste war, für Rumänien Kräfte verfügbar zu

machen. Es war ein hohes Wagnis, der blutenden Westfront und der durch die Brussilow-Offensive geschwächten Ostfront kampfkraftige Divisionen zu entziehen. Aber es blieb keine Wahl.

Der rumänische Feldzug

(Strategischer Atlas: Karte 15)

Obgleich die Kriegserklärung Rumäniens nicht überraschend kam, war von österreichischer Seite unter dem furchtbaren Druck, der auf allen Fronten lastete, so gut wie nichts geschehen, um der neuen Gefahr wirksam zu begegnen. Es wiederholte sich hier der gleiche Vorgang wie einviertel Jahr vorher an der italienischen Front. Nur war Österreich-Ungarn jetzt noch schwächer geworden und überhaupt nicht mehr in der Lage, ausreichende Truppen für die Abwehr verfügbar zu machen. Die Hauptlast des Kampfes mußte das deutsche Heer auf seine schon übermäßig beladenen Schultern nehmen.

Anfang September sammelte sich in Ungarn, in der Gegend westlich Hermannstadt, die deutsche 9. Armee. Nördlich davon marschierte eine österreichisch-ungarische Armee auf. Weitere Kräfte unter dem Feldmarschall von Mackensen, aus Bulgaren, Türken und Deutschen bestehend, wurden an der Donau in Gegend Evisstow zusammengezogen.

Die Abwehr gegen Rumänien sollte, ein deutliches Zeichen für die ungebrochene Energie der deutschen Führung, offensiv erfolgen. Der erste Schlag war in Siebenbürgen gegen die rumänischen Hauptkräfte zu führen. Gelang er und warf man die Rumänen über das Gebirge zurück, dann sollte eine Unterstützungsoperation Mackensens über die Donau in Richtung Bukarest beginnen. Als vorbereitende Aktion hierfür hatte Mackensen so rasch als möglich die Dobrudscha zu besetzen.

Der Grundgedanke des Feldzugs stammt noch von Falkenhayn. In der zeitlichen Reihenfolge der einzelnen aufeinander

folgenden Operationen sind jedoch wesentliche Änderungen von Hindenburg und Ludendorff vorgenommen worden.

Die Führung der 9. Armee und damit die Verantwortung für die entscheidende Operation in Siebenbürgen war Falkenhayn übertragen worden, ein Beweis dafür, daß er das Vertrauen des Obersten Kriegsherrn noch nicht ganz verloren hatte. Als Armeeführer hat er sich höheren Ruhm erworben als in seiner Stellung als Generalstabschef. Es ist erstaunlich, mit welcher Initiative und Entschlußkraft derselbe Mann, der als Leiter der Gesamtoperationen zuletzt unter schwersten inneren Hemmungen gelitten hatte, wenige Wochen später in den kleineren Verhältnissen der Armeeführung seine Aufgabe meisterhaft löste. Selten wird in der Kriegsgeschichte so deutlich wie hier erkennbar, daß die oberste Kriegsführung andere Anlagen und Fähigkeiten verlangt als die des Armeeführers.

Fast ohne Widerstand hatten die Rumänen die Karpathenpässe überschritten und waren in Siebenbürgen einmarschiert. Ihr Stoß zielte auf Budapest.

In drei glänzenden Schlachten, bei Hermannstadt, am Geisterwald und bei Kronstadt hat Falkenhayn nacheinander zwei rumänische Armeen geschlagen und über das Gebirge zurückgeworfen. Die dritte mußte sich, von den Österreichern bedrängt, dem Rückzug anschließen. Damit noch nicht genug, setzten die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen im Spätherbst die Verfolgung über die Transylvanischen Alpen auf rumänischem Boden fort. Gleichzeitig überschritt im Süden die Armee Mackensen, nachdem sie gleich zu Beginn des rumänischen Feldzuges tief in die Dobrudscha eingedrungen war, bei Evislow die Donau. Es begann der konzentrische Vormarsch auf die Landeshauptstadt Bukarest. Erst an der Donaumündung und am Sereth und anschließend in einer über das Gebirge hinweg zur Bukowina führenden Linie vermochten heraneilende russische Hilfskräfte die Verfolgung zum Stehen zu bringen.

Der glückliche Verlauf des rumänischen Feldzuges, der zu den glänzendsten Taten des Weltkrieges gehört, ist zu einem Teil zurückzuführen auf die wenig geschickte Kriegsführung der

Rumänen, die, nachdem sie die Transsylvanischen Alpen schnell überschritten hatten, viel zu lange mit dem weiteren Vormarsch zögerten. Es hätte ihnen ein Leichtes sein müssen, die Versammlung der deutschen und der österreichisch-ungarischen Armee westlich Hermannstadt und Kronstadt zu stören und ihre Rückwärtsverlegung zu erzwingen. In wenigen Wochen hätten sie in Budapest und im Rücken der österreichischen Front in Galizien stehen können.

Die Kämpfe an der makedonischen Front

(Strategischer Atlas: Karte 14., 16)

Anfang September, ungefähr zur gleichen Zeit, als die Rumänen in Siebenbürgen einbrachen, schritt die Entente auch an der Salonikifront zum Angriff gegen die belagerte „Festung Mittelmächte“. Die Offensive kreuzte sich mit gleichzeitigen Angriffen der Bulgaren nördlich des griechischen Hafens von Kavalla sowie südlich von Monastir. Während die Bulgaren bei Kavalla ihre Front bis an die Struma und an den Lahynossee vorschieben konnten, wurden sie bei Monastir durch den Gegenangriff der Orientarmee zurückgeworfen. Es folgten hier im Oktober und November erbitterte Kämpfe, in deren Verlauf Monastir verloren ging. Nur mit Unterstützung deutscher Truppen war es den Bulgaren möglich, nördlich Monastir zwischen den hohen Gebirgsstöcken des Peristeri und des Raimakalan und im Cernabogen wieder festen Fuß zu fassen.

Die Ereignisse zur See. Skagerrak

(Strategischer Atlas: Karte 28 bis 33)

Einer der wenigen Lichtblicke in diesem Jahre der Trübsal war die Skagerrakschlacht. Unter dem steigenden Druck der englischen Blockade und der damit zusammenhängenden wirtschaftlichen Nöte hatte sich schon im Jahre 1915 eine Wandlung der Anschauungen über die Verwendung der

Hochseeflotte angebahnt. Immer mehr setzte sich die Meinung durch, daß man mit der strategischen Defensive, wie sie im Operationsplan angeordnet war, nicht weiterkomme. Die Hoffnung, durch Kleinkrieg allmählich zu einem Ausgleich der Kräfte zu gelangen, hatte sich als irrig erwiesen. Ebenso wenig war zu erwarten, daß der Offensivgeist der englischen Flotte sich zu einer Seeschlacht unter für Deutschland günstigen Voraussetzungen hinreißen lassen werde. Es zeigte sich vielmehr, daß England von seiner defensiven Flottenstrategie größere Vorteile hatte als Deutschland von der seinigen. Wenn die deutsche Flotte die Initiative nicht ergriff, war an eine Seeschlacht schwerlich zu denken.

Der Vorkämpfer des Angriffsgedankens, Großadmiral von Tirpitz, hatte als Staatssekretär des Reichsmarineamts keinen unmittelbaren Einfluß auf den operativen Einsatz der Flotte. Es bestand für die Marine keine einheitliche Leitung in Form einer Obersten Marineleitung, ähnlich wie sie die Oberste Heeresleitung für das Heer bildete. Großadmiral von Tirpitz, der seiner Persönlichkeit und seiner Leistung nach in erster Linie für eine solche Stelle in Frage gekommen wäre, besaß nicht mehr in genügendem Maße die Gnade des Kaisers. So kam es, daß mehrere Stellen sich in die Leitung der Flottenangelegenheiten teilten, neben dem Staatssekretär vor allem der Chef des Admiralstabes, der Flottenchef, und nicht zuletzt der Chef des Marinestabes. Es kann nicht Wunder nehmen, daß die Verschiedenheit der Meinungen scharfe Kämpfe zur Folge hatten, die in der Person des Kaisers nicht immer ihren vollen Ausgleich fanden.

Das Jahr 1915 war über solchem Streit der Meinungen hingegangen, ohne daß die offensive Richtung sich durchzusetzen vermochte. Es wurde zwar dem Flottenchef anheimgestellt, ob er durch Vorstöße in die Nordsee die Gelegenheit zu offenem Kampf herbeiführen wolle. Aber Admiral v. Pohl war zu wenig erfüllt von dem Glauben an die Ebenbürtigkeit der deutschen Flotte, als daß er Neigung gehabt hätte, von der Erlaubnis zum Schlagen Gebrauch zu machen.

Eine Wendung trat ein, als Admiral von Pohl nach kurzer Krankheit im Februar 1916 starb. Seinen Platz als Chef

der Hochseeflotte nahm Admiral von Scheer ein. Er besaß den Glauben an den hohen Gefechtswert der Flotte, der sie zu einem Kampf selbst mit dem überlegenen englischen Feind befähigte. Er war auch davon durchdrungen, daß die militärische, und vor allem die wirtschaftliche Lage Deutschlands diesen Kampf forderte, bei dem freilich sehr viel auf dem Spiel stand, und er war entschlossen, ihn durch ausgedehnte Vorstöße in die Nordsee herbeizuführen.

Die englische Flottenleitung, beunruhigt durch die neuerliche Aktivität der deutschen, und gewillt, unter allen Umständen die Herrschaft in der Nordsee zu behaupten, zögerte nicht, die angetragene Entscheidung anzunehmen. Bei einem Vorstoß der deutschen Flotte, der sich mit einem zufällig zur gleichen Zeit geplanten Unternehmen der englischen Hauptstreitkräfte kreuzte, trafen am späten Nachmittag des 31. Mai 1916 die beiden Gegner vor dem Skagerrak zusammen.

Es waren die stärksten Flotten der Welt, die ihre Kräfte hier maßen. Die englische war der deutschen um wenigstens ein Drittel überlegen. Der Kampf spielte sich in nur wenigen Stunden ab. Die hereinbrechende Nacht trennte die Feinde und verhinderte den Austrag der Entscheidung. Am nächsten Tage kehrten die Flotten in ihre Ausgangshäfen zurück.

Zum ersten Male hatte die junge deutsche Marine sich mit der britischen in offener Schlacht gemessen. Das Ergebnis war für Deutschland überraschend günstig. In der Führung hatte die deutsche Flottenleitung sich der englischen durchaus gewachsen gezeigt. Die Ausbildung der deutschen Seeleute hatte sich hervorragend bewährt. Die Bauart der Schiffe und die Wirkung der Geschütze erwies sich in verschiedener Hinsicht als überlegen. Jedenfalls war es in Anbetracht der beiderseitigen Kräfteverhältnisse ein mehr als ehrenvoller Kampf für Deutschland gewesen. Der moralische Erfolg war groß. Eine strategische Auswirkung ist der Skagerrakschlacht versagt geblieben. Eine Wiederholung hat bis zum Ende des Krieges nicht mehr stattgefunden. Zwar hat die deutsche Flotte in der Folgezeit noch mehrfach Vorstöße in die Nordsee unternommen, zu einem Zusammenstoß ist es aber nicht mehr gekommen. Da der Minenkrieg immer größeren Umfang

annahm und schließlich mehr oder weniger fast die ganze Nordsee verseucht war, schien die Gefahr, daß die Flotte durch Minen und U-Boote unberechenbare Verluste erleiden werde, zu groß. Die Schlachtsflotte versank, abgesehen von der kurzen Episode der Eroberung von Desel und Dagö, bis zum Ende des Krieges wieder in Untätigkeit. Die aktive Bekämpfung Englands zur See blieb im wesentlichen den U-Booten überlassen und hier trieben die Ereignisse am Ende des Jahres 1916 einer neuen Entscheidung zu.

Das Kriegsjahr 1917

Die Lage der Mittelmächte im Winter 1916/1917

Als sich im Herbst 1916 übersehen ließ, daß die gewaltige Krise gebannt war, konnten Hindenburg und Ludendorff Pläne für die Weiterführung des Krieges machen.

Nicht die strategische Lage allein hemmte ihren Angriffswillen. Größere Sorge bereitete ihnen die deutlich sichtbar werdenden Anzeichen der Ermattung im Volk und Heer. Die Truppe war überanstrengt worden. Das Siegergefühl, das trotz der Marnekatastrophe auch an der Westfront lebendig geblieben war, ging in dem großen Massensterben vor Verdun und an der Somme langsam verloren. Verdun war in seiner Wirkung so gut wie eine verlorene Schlacht und wurde es vollends, als französische Gegenangriffe im Herbst die Deutschen bis nahe an die Ausgangsstellung der Offensive zurückwarfen. Auch das Ausharrenmüssen an der Somme in dem monatelangen Wüten der Materialschlacht hatte seine untilgbaren Schatten hinterlassen. Der Abnutzungskrieg begann sich verheerend für die Deutschen auszuwirken. In der Heimat zeitigte der Gerwohnheitszustand jahrelanger Kriegsnöte unter den Begleiterscheinungen des Hungers und des Mangels an vielen für ein Kulturvolk lebensnotwendigen Dingen üble Folgen: Drückbergerei, Kriegswucher, Ausnutzung der Zwangslage des Staates.

Es kam hinzu, daß die Unzulänglichkeiten der Staatsführung, je länger je mehr, in Erscheinung traten. Dieser Krieg war nur zu gewinnen, wenn alle Kräfte des kämpfenden Volkes, die physischen und moralischen, die politischen und die wirtschaftlichen, straff zusammengefaßt wurden. Es fehlte aber in Deutschland an einer überlegenen staatsmännischen Führung und an einem für alle verbindlichen festen

Willen. Die in der Person des Kaisers gipfelnde Spitze des Reiches bot nicht das Bild innerer und äußerer Geschlossenheit. Der Kanzler und die Oberste Heeresleitung konnten sich über die Ziele des Krieges und die Wege, die zu ihrer Erreichung beschritten werden mußten, nicht einigen. Das Parlament war den nationalen Aufgaben, die ihm dieser Krieg auferlegte, nicht gewachsen. Es befand sich in einem jämmerlichen Zustand der Streitsucht und Entzweiung. Die dunklen Mächte des internationalen Sozialismus und Pazifismus drängten sich ungehindert immer stärker in den Vordergrund.

Alles dies mußte anders werden, wenn der Krieg noch gewonnen werden sollte; in der Obersten Heeresleitung erkannte man sehr gut die Gefahren. Es kam vor allem darauf an, den sinkenden Geist im Volk wieder aufzurichten. Hindenburg und Ludendorff konnten diese Aufgabe, vielleicht die schwerste von allen, nicht auf ihre Schultern nehmen. Sie waren nicht Staatsmänner, sondern Feldherrn. Ihre Lage waren bis zum Übermaß gefüllt mit den drängenden Sorgen der militärischen Kriegsführung. Der Kaiser war auch gar nicht gewillt, ihnen die politische Macht zu übertragen. Auf politischem Gebiet war nach wie vor Bethmann Hollweg der Mann seines Vertrauens. Sein Einfluß blieb in den politischen Fragen maßgebend, wenngleich er es jetzt oft schwer hatte, sich gegen die überragende Willensstärke eines Ludendorff zu behaupten.

So trat durch den Wechsel in der Obersten Heeresleitung, den Bethmann selbst gewünscht und mit herbeigeführt hatte, keine Beruhigung in dem Kampf der obersten Gewalten, kein Gleichklang der Anschauungen ein. Die Gegensätze verschärften sich eher noch.

In ihrem Streben, die Einheit des Willens der obersten Führung des Reiches herzustellen, bei der nach ihrer Auffassung die militärischen Stellen das letzte entscheidende Wort zu sprechen hatten, drangen Hindenburg und Ludendorff also zunächst nicht durch. Um so kraftvoller wirkte sich der mächtige Antrieb der militärischen Führung in ihrem eigenen Bereich aus. Das „Hindenburg-Programm“ verlangte von der

deutschen Technik und Industrie eine Steigerung der Waffen- und Munitionserzeugung auf das Doppelte, teilweise auf das Dreifache der bisherigen hohen Leistungen. Weiterhin forderte die Oberste Heeresleitung die Einführung der allgemeinen Arbeitsdienstpflcht, um in diesem Kampf um Sein und Nichtsein die letzten Kräfte des ganzen Volkes in den Dienst des Krieges stellen zu können. Sie stießen mit dieser Idee auf starke Hemmungen, nicht nur im Parlament, sondern auch bei den innerpolitischen Behörden. Die Zustimmung der linken Parteien und der Gewerkschaften mußten durch so viele Zugeständnisse und Ausnahmegestimmungen erkauft werden, daß das Arbeitsdienstgesetz nach seiner Verabschiedung eher einem Sieg des sozialdemokratisch-gewerkschaftlichen als des nationalen Gedankens glückte.

Trotz dieser Schwierigkeiten wurde durch das „Hindenburg-Programm“ doch so viel erreicht, daß ein Mangel an Waffen und Kriegsgerät trotz der gewaltig gesteigerten Anforderungen bis zum Ende des Krieges nicht fühlbar geworden ist, bei dem Fehlen so vieler Rohstoffe eine ganz ungeheure Leistung. Daß bei einer solchen Überspannung der Kräfte sich auch schwere Fehler und Mißstände einschlichen, lag in der Natur der Sache. Man braucht sich hier nur an das Kriegsgewinnlertum, das Reklamationsunwesen und an die wachsenden Schwierigkeiten, die Ernährung des schwer arbeitenden Volkes den vorhandenen Beständen anzupassen, erinnern.

Viel schlimmer noch als in Deutschland lagen die inneren Verhältnisse in Österreich-Ungarn. Der jugendliche Kaiser Karl, der im November 1916 den Thron bestiegen hatte, stand vor einer unendlich schwierigen Aufgabe. Er glaubte ihre Lösung selbst in die Hände nehmen zu müssen. Auf militärischem Gebiet übernahm er an Stelle des Erzherzogs Friedrich selbst den Oberbefehl über die Armee. Der Generalstabschef, General von Conrad, der mit allen seinen Plänen Schiffbruch gelitten hatte, dessen Schwungkraft die Monarchie aber doch sehr viel zu danken hatte, wurde seiner Stellung enthoben. Sein Amt übernahm General von Arz, ein überzeugter Freund Deutschlands, der in loyalster Weise um

eine gute Zusammenarbeit mit der deutschen Obersten Heeresleitung bemüht war, der jedoch nicht mehr die Rolle des letzten Endes selbstverantwortlichen und in seinen Entschlüssen selbständigen Generalstabschefs zu spielen vermochte, sondern mit viel Selbstverleugnung als ausführendes Organ seines Kaiserlichen Herrn wirkte.

Der Entschluß zum unbeschränkten U-Boot-Krieg

(Strategischer Atlas: Karte 28)

Die Gesamtlage der Mittelmächte wurde um die Jahreswende 1916/17 von Hindenburg und Ludendorff dahin beurteilt, daß eine Möglichkeit, allein mit den Mitteln des Landkrieges eine siegreiche Entscheidung herbeizuführen, nicht mehr bestand. Man war daher gezwungen, das letzte Kriegsmittel, den unbeschränkten U-Boot-Krieg, in voller Schärfe einzusetzen. An der klaren Erkenntnis der Tragiweite dieses Entschlusses, Krieg mit Amerika, hat es nirgends gefehlt.

Bethmann Hollweg hat sich bis zur letzten Minute verzweifelt gegen den unbeschränkten U-Boot-Krieg gewehrt. Aber er mußte sich der überlegenen Kraft der beiden Feldherren, der er nicht gewachsen war, schließlich fügen. Bevor er sich ergab, stellte er aber die Forderung, daß vorher ein Versuch gemacht werden müsse, zu einem Verständigungsfrieden zu gelangen. Der Zeitpunkt schien nach dem Mißlingen der feindlichen Generaloffensive auf allen Fronten und nach dem Abschluß des rumänischen Feldzugs nicht ungünstig. Hindenburg und Ludendorff haben hiergegen keine Einwendung erhoben, obgleich sie an einen Erfolg nicht glaubten.

Das Friedensangebot der Mittelmächte wurde von den Ententemächten in einer so scharfen und fast zynischen Weise zurückgewiesen, daß an ihrem unbeugsamen Willen, Deutschland militärisch niederzuringen, um den Frieden diktieren zu können, nicht mehr gezweifelt werden konnte. Den gleichen Mißerfolg hatte kurz darauf ein Vermittlungsversuch Wilsons. So blieb den Mittelmächten nichts anderes mehr übrig, als die letzte Entscheidung der Waffen zu suchen. Der unbeschränkte U-Boot-Krieg sollte sie bringen.

Alles kam so, wie es kommen mußte. Am 1. Februar 1917 begann der unbeschränkte U-Boot-Krieg. Im gleichen Augenblick brachen die Vereinigten Staaten die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland ab und erklärten bald darauf den Krieg.

Damit waren die großen Ereignisse des Winters 1916/17 aber noch nicht zu Ende. Am 18. März begann die russische Revolution.

Innerhalb eines Vierteljahres hatten sich die Grundlagen des Krieges total verändert. Die deutsche Oberste Heeresleitung stand vor einer vollkommen neuen Lage. Es war eine tragische Fügung des Schicksals, daß die Ereignisse sich nicht in einer anderen Reihenfolge vollzogen haben. Wer vermöchte zu sagen, ob die Mittelmächte den Entschluß zum U-Boot-Krieg gefaßt hätten, wenn die russische Revolution einige Monate früher gekommen wäre. Durch das Ausscheiden Rußlands ergaben sich für den Landkrieg ganz neue Perspektiven. Hatte man den Rücken gegen Rußland frei, so konnte man den Angriff im Westen wieder aufnehmen. Der U-Boot-Krieg verlor damit seine zwingende Notwendigkeit.

Rückgängig machen ließ sich indessen nichts mehr. Die Dinge nahmen ihren Lauf.

Zum ersten Male in diesem Kriege verlagerte sich das Schwergewicht vom Lande aufs Meer. Die Hoffnung, das seegewaltige Großbritannien niederzuringen und damit die Herrschaft über das Meer zu gewinnen, stützte sich auf 111 U-Boote, die den Seeverkehr in so starkem Maße lähmen sollten, daß sich England auf Gnade und Ungnade ergeben mußte. Der Admiralstab glaubte in einem halben Jahr die ungeheure Aufgabe bewältigen zu können und hatte in dieser Hinsicht feste Zusicherungen gegeben. Bei einer durchschnittlichen Monatsversenkung von 600 000 t hielt man den Erfolg für sicher.

Tatsächlich ist diese Zahl noch überboten worden. Die monatliche Versenkungsziffer stieg mehrfach bis auf 1 000 000 t. Aber in den Berechnungen des Admiralstabes lag doch ein Fehler. Der erwartete Erfolg trat nicht ein.

An den Berechnungen und Versprechungen des Admiralstabes

ist scharfe Kritik geübt worden. Für den Entschluß selbst trägt die Marine die Verantwortung nur in beschränktem Maße. Viele andere Stellen haben daran mitgewirkt. Hinsichtlich der Versenkungszahlen sind die Versprechungen erfüllt worden. Dagegen waren die Voraussagen über den Zeitpunkt des Eintritts von Lähmungsercheinungen falsch, jedenfalls viel zu optimistisch. Man hätte aus den eigenen Erfahrungen wissen können, unter welchen Beschränkungen ein von der Welt abgeschnittenes Volk sich zu halten vermag. Der Wunsch, endlich einmal bei der Kriegsentcheidung mitzuwirken, war gewiß sehr begreiflich, entband aber nicht von der Notwendigkeit, die Berechnungen ohne Optimismus auf das schärfste zu prüfen.

Die russische Revolution und die hieraus entstehenden strategischen Möglichkeiten

(Strategischer Atlas: Karte 28)

Von den beiden Siegeschancen des Jahres 1917 für die Mittelmächte führte die eine, der U-Boot-Krieg, trotz heroischer Anstrengung und Opferbereitschaft der U-Boot-Waffe also nicht zum Ziel. Es blieb die andere, die russische Revolution. Sie erweckte sehr begründete Hoffnungen auf baldiges Freiwerden der im Osten eingesetzten deutschen Kräfte.

Man beobachtete an den führenden Stellen in Deutschland die Entwicklung der russischen Revolution vielleicht mit allzu großer Ruhe und Zurückhaltung. Insbesondere stand die politische Leitung von Anfang an auf dem Standpunkt, daß man den Dingen in Rußland ihren Lauf lassen müsse und daß die fortschreitende innere Zersetzung am sichersten den Zusammenbruch herbeiführen werde.

Es gab aber noch andere Möglichkeiten. Es konnte der Versuch gemacht werden, die Entwicklung gewaltsam zu beschleunigen. Deutschland hatte keine Zeit zu verlieren. Jeder Tag war wichtig. Das russische Heer befand sich, wie viele Meldungen von der Front deutlich erkennen ließen, in der Zeit von März bis Mai in einem Zustand der Ratlosigkeit

und Lähmung. Die an der Ostfront eingesetzten deutschen und österreichischen Kräfte hätten wahrscheinlich genügt, um die Front an einer oder an mehreren Stellen überfallartig zu durchbrechen und in einem schnellen Feldzug den russischen Krieg zur Entscheidung zu bringen. Die Deutschen hatten über das russische Heer, als es noch gesund war, immer gesiegt, wie viel besser waren die Aussichten jetzt, wo es zu jeder eigenen Aktion unfähig, im Strom der Revolution dahintrieb.

In wenigen Monaten konnte die Entscheidung so weit gefallen sein, daß der größte Teil des Ostheeres nach dem Westen überführt werden konnte. Im Spätsommer oder Herbst stand dann die Masse des deutschen Heeres gegen die Franzosen und Engländer zum Schlagen bereit, ein halbes Jahr, bevor amerikanische Soldaten den europäischen Boden betraten, ein ganzes Jahr, bevor ihre Massen zur Stelle waren.

Freilich konnte auch der Fall eintreten, daß ein deutsch-österreichischer Angriff die nationalen Instinkte in Rußland, ähnlich wie es in der Großen Französischen Revolution geschehen war, noch einmal aufflammen ließ. Das hätte an den Erfolgsaussichten aber wohl wenig geändert.

Mit revolutionärer Begeisterung, selbst wenn sie, was sehr zweifelhaft war, das russische Heer als Ganzes ergriffen hätte, ließ sich gegen ein Heer wie das deutsche nicht viel ausrichten. Wir haben ein Jahr später in der Novemberrevolution selbst erfahren, was es nach einem solchen Kriege mit einem revolutionär verseuchten Heer auf sich hat. Es scheint daher die Annahme begründet, daß man mit ein paar wuchtigen Schlägen, wie sie Hindenburg und Ludendorff so meisterhaft auszuteilen verstanden, den Russen den Rest gegeben hätte. Als man sich in der zweiten Jahreshälfte endlich zu diesem Verfahren entschloß, hatte man allen gewünschten Erfolg, obgleich das russische Heer damals bereits wieder etwas inneren Halt gefunden hatte.

Die Folgen einer schnellen Entscheidung im Osten sind schwer abzuschätzen. Sie hätte vielleicht genügt, um auf dem europäischen Festland die militärische Überlegenheit der Mittel-

mächte sicherzustellen. Auch auf die politische Gesamtlage hätte sich eine schnellere Entwicklung im Osten entscheidend auswirken können. Die Unsicherheit im Lager der Entente war im Frühjahr 1917 so groß, daß sie kaum noch eine Belastung vertrug. Wer vermöchte zu sagen, welche Wirkung das Ausscheiden Rußlands auf die durch den U-Boot-Krieg gefährdeten, durch das Mißlingen der Frühjahrsoffensive enttäuschten und durch die Meuterei im französischen Heer beunruhigten Westmächte ausgeübt hätte?

Die Meutereien, die im Mai 1917 nach der großen Frühjahrsoffensive in etwa 30 französischen Divisionen ausbrachen, brachten Frankreich bis hart an den Abgrund. Durch die Klugheit und zugleich Strenge der französischen Führung sind sie verhältnismäßig schnell unterdrückt worden, aber es blieb noch bis zum Herbst eine innere Schwäche in der französischen Armee zurück. Von diesen Vorgängen hat die deutsche Oberste Heeresleitung damals nur wenig erfahren. Ihre genauere Kenntnis hätte wahrscheinlich die Entschlüsse wesentlich beeinflusst und vielleicht dazu geführt, die Politik des Abwartens aufzugeben und aus der strategischen Verteidigung zum Angriff überzugehen.

Wie sich die Dinge nun einmal gestalteten, blieb das deutsche Ostheer noch während des ganzen Jahres 1917 gebunden. Erst im Winter 1917/18 wurde es frei. Inzwischen war aber die Entente über die größten Schwierigkeiten hinweggekommen. Die Gefahr des U-Boot-Krieges hatte seine Schärfe verloren. Das französische Heer hatte die Aufrührerbewegung überstanden. Die Einwirkung Amerikas auf den europäischen Krieg war in greifbare Nähe gerückt.

Im Sinne ihres auf strategische Defensive und auf Abwarten abzielenden Operationsplanes hatte die deutsche Oberste Heeresleitung im März 1917 die Räumung des nach Westen auf Paris vorspringenden Bogens zwischen Arras und Soissons angeordnet. Die dort eingesetzten Armeen gingen in die im Laufe des Herbstes und Winters ausgebaute „Siegfriedstellung“, auch „Hindenburgstellung“ genannt, zurück, die sich von Arras über St. Quentin auf Baillly hinzog. Man sparte durch diese Verstärkung der Gesamtfront nicht unerhebliche

Kräfte und störte die Angriffsabsichten der Gegner, die sich bereits deutlich hier abzeichneten.

Zum ersten Male seit dem September 1914 wurde von dem eisernen Grundsatz Falkenhaynscher Kriegsführung, keinen Fußbreit des eroberten Bodens freiwillig aufzugeben, abgewichen. Die freiere Auffassung der neuen Männer äußerte sich weiterhin auch darin, daß man die Gefechtsführung aus ihrer Starrheit zu lösen und elastischer zu gestalten versuchte. Die Truppen waren nicht mehr im gleichen Maße wie bisher gehalten, sich am Boden festzuklammern. Es wurde vielmehr bis hinab zur untersten Führung erlaubt, vor überwältigendem Artilleriefeuer innerhalb gewisser Grenzen auszuweichen. Der Stellungskampf konzentrierte sich nicht mehr ausschließlich auf die vorderste Linie, sondern gliederte sich in die Tiefe.

Die englisch-französische Doppeloffensive bei Arras und am Chemin des Dames

(Strategischer Atlas: Karte 19, 20, 21, 22)

Um die Jahreswende 1916/17 waren, ebenso wie bei den Mittelmächten, so auch in England und Frankreich wichtige Personalveränderungen in den leitenden Stellen eingetreten. In England stand Lloyd George seit dem Dezember 1916 als Ministerpräsident an der Spitze der Regierung, neben Clemenceau der stärkste Vertreter einer Kriegsführung bis aufs Messer. In Frankreich wurde ungefähr zur gleichen Zeit Joffre, dessen Kriegserfolge die Erwartungen doch enttäuscht hatten, durch den jungen General Nivelle ersetzt, der sich vor kurzem an der Nordfront von Verdun besonders ausgezeichnet hatte. Von seinem dort erprobten neuen Kampfverfahren erwartete man Wunder. Es bestand in einem Gewaltstoß zusammengeballter Kräfte, der zu einem raschen tiefen Einbruch, dann zum Durchbruch und schließlich zum Aufrollen der feindlichen Fronten führen sollte.

Die russische Revolution bedeutete für die Ententemächte, die im Herbst 1916 das deutsche Friedensangebot so hochmütig zurückgewiesen und sich auf die völlige Niederwerfung der

Mittelmächte festgelegt hatten, einen furchtbaren Schlag. Wenn auch die gemäßigte revolutionäre Regierung Kerenskis sich bereit zeigte, den Krieg, so gut es ging, fortzusetzen, so war doch vorauszusehen, daß Rußland, einer der Hauptträger des Kampfes, über kurz oder lang ausscheiden würde. Bis zur weiteren Klärung der Dinge blieb nichts anderes übrig, als die geplante Frühjahrsoffensive auch ohne russische Beteiligung durchzuführen.

Der für den April angelegte englisch-französische Angriff wurde durch den deutschen Rückzug in die Siegfriedstellung empfindlich gestört. Es war beabsichtigt gewesen, den Kampf auf dem vorjährigen Schlachtfeld an der Somme, unter Ausdehnung nach rechts und links, wieder aufzunehmen. Das war nun unmöglich geworden. Man konnte den Angriff nicht über das planmäßig bis auf den Grund zerstörte Gelände hinweg gegen die vorzüglich ausgebaute neue Siegfriedstellung führen. Die Alliierten mußten sich entschließen, diesen Raum freizulassen. Die Offensive wurde auseinandergezogen. Die Engländer sollten bei Arras, die Franzosen am Chemin des Dames und in der Champagne angreifen.

Die feindlichen Absichten waren auf deutscher Seite rechtzeitig erkannt worden, und es wurden mit größter Sorgfalt alle Gegenmaßregeln getroffen. Die Doppelschlacht bei Arras und am Chemin des Dames wurde daher zu einem schweren Mißerfolg. Die Engländer konnten bei Arras nur wenig Raum gewinnen, der Angriff der Franzosen am Chemin des Dames und in der Champagne scheiterte ebenfalls völlig. Die Verluste der Franzosen waren besonders schwer. Nivelle wurde seines Postens wieder enthoben. An seine Stelle trat Marshall Pétain.

Es trat nun, von Mitte Mai bis Ende Juli im Westen eine Art Gefechtspause ein. Die Blicke waren in höchster Spannung auf den U-Boot-Krieg gerichtet, dessen Erfolge damals ihre höchste Höhe erreichten. Fast schien es, als ob der Versuch, mit wenig mehr als hundert U-Booten den Weltkrieg zu entscheiden, tatsächlich zum Erfolg führen werde. Das Gespenst des Hungers und der wirtschaftlichen Erdrösselung stieg nun auch vor England drohend empor.

Die Flandernschlacht

(Strategischer Atlas: Karte 17)

In diesem kritischen Augenblick zeigte Großbritannien die ganze Zähigkeit seiner Charakteranlage. Es verdoppelte und verdreifachte seine Anstrengungen, um der Schwierigkeiten im Innern und der Gefahren auf dem Meere und auf dem Lande Herr zu werden. Nächst dem U-Boot-Krieg bereiteten die Verhältnisse in Rußland die größte Sorge. Man erkannte besser als in Deutschland die Gefahren, die sich aus der raschen Niederwerfung des russischen Heeres ergeben mußten und war entschlossen, das Äußerste zu tun, um das deutsche Heer nach dem Westen abzulenken und dort zu fesseln. Da Frankreich, durch die Verluste in der Frühjahrs-offensive und durch die hiermit zusammenhängenden Unruhen in der Armee geschwächt, zur Zeit nicht aktionsfähig war, übernahmen die Engländer die ganze Last der geplanten neuen Offensive. Marschall Haig, der englische Oberbefehlshaber, traf die umfassendsten Vorbereitungen. Die vorjährige Materialschlacht an der Somme sollte womöglich noch übersteigert werden. Als Kampfgelände wurde Flandern gewählt. Strategische Gesichtspunkte spielten dabei nicht die entscheidende Rolle. Man dachte weniger an Operationen als an Menschenvernichtung. Allerdings hat für die Wahl des Angriffsgeländes die Hoffnung mitgesprochen, die Deutschen von ihrer U-Boot-Basis Zeebrügge—Ostende zu vertreiben.

Der eigentlichen Offensive bei Ypern ging die Wegnahme des weit nach Westen vorspringenden Wytschaetebogens voraus. Die Deutschen ließen sich durch gewaltige Minensprengungen am 7. Juni überraschen und mußten den Bogen unter schweren Verlusten räumen.

Die Flandernschlacht, die am 31. Juli begann und bis Anfang November dauerte, unterscheidet sich in ihren taktischen Formen nicht allzuviel von den Kämpfen an der Somme. Durch das Regenwetter verwandelte sich der schwere flandrische Boden zu einer Schlammwüste, die selbst die geringsten Bewegungen zu einer großen Anstrengung machte und jede Operation mit weitem Ziel ausschloß.

Planmäßiger noch als an der Somme wurde der Artillerie die Hauptarbeit übertragen. Die Infanterie ging immer nur bis an die Grenze des durch das Trommelfeuer völlig beherrschten und zerstörten Raumes vor. Bei diesem Verfahren betrugen die Fortschritte im Laufe von drei Monaten nirgends mehr als zehn Kilometer.

Als der Donner der Flandernschlacht verhallte, hatte sich an der strategischen Lage äußerlich nichts geändert. Die flandrischen Häfen, deren Gewinnung die Engländer so heiß erstrebten, lagen in unerreichbarer Ferne. Sowohl das englische wie das deutsche Heer waren durch die Ströme von Blut, die sich erneut über den flandrischen Boden ergossen hatten, tief erschöpft. Aber Großbritannien hatte die Opfer nicht umsonst gebracht. Lloyd George handelte richtig, indem er die ganzen Kräfte des Imperiums rücksichtslos einsetzte. Er wußte, daß der Sieg der Entente zweifelhaft geworden und damit die Weltmachtstellung Großbritanniens gefährdet war. Alles kam darauf an, Zeit zu gewinnen, bis sich im U-Boot-Krieg Angriff und Abwehr ausgeglichen hatten, bis die erste amerikanische Division französischen Boden betrat. Es war die Aufgabe Großbritanniens, bis dahin das wankende Frankreich zu stützen und den Sturz Rußlands aufzuhalten.

Man kann der Art, wie England die Krise des Jahres 1917 überwand, die Bewunderung nicht versagen. Während man sich in der russischen Duma über die neue Staatsform stritt, in den Wandelhallen der französischen Kammer von Verrat flüsterte, im deutschen Parlament über eine Friedensresolution diskutierte, in hohen österreichischen Kreisen mit dem Gedanken spielte, den deutschen Bundesgenossen im Stich zu lassen, standen in England Führung und Volk in fester Entschlossenheit zusammen.

Der russische Zusammenbruch

(Strategischer Atlas: Karte 28)

Nachdem das Frühjahr 1917 vergangen war, ohne daß die 80 deutschen Ostdivisionen die russische Front in Trümmern schlugen, erwachte in dem Revolutionshelden Kerenski mili-

türkischer Latendrang. Im Juni eröffnete er mit den inzwischen leidlich wieder gefestigten Truppen seine „Kerenski-offensive“. Er hoffte, durch ruhmreiche Taten das Heer allmählich wieder ganz in die Hand zu bekommen, um sich mit seiner Hilfe gegen die Gegner zur Linken, die Bolschewisten, zu behaupten. Wo die russischen Truppen es wagten, gegen die deutschen Stellungen anzurennen, holten sie sich blutige Köpfe. Über die österreichisch-ungarischen Stellungen in Ostgalizien und in der Bukowina aber flutete die Offensive Mitte Juni unaufhaltsam hinweg.

Jetzt endlich begrub man in den leitenden Stellen in Deutschland den allzulange genährten Traum, ohne eine weitere militärische Anstrengung mit Rußland zum Frieden zu kommen. Noch immer zögernd, führte man ein paar Schläge; den ersten in Galizien, um die Lage dort wiederherzustellen. Ein Duzend deutsche Divisionen durchbrachen in mächtigem Schwunge bei Zloczow in Ostgalizien die russischen Stellungen. Bis zur russischen Grenze jagten die deutschen Truppen den geschlagenen Russen nach. Dann stellten sie die Verfolgung ein. Zum ersten Male seit dem August 1914 war der österreichisch-ungarische Boden völlig frei vom Feind.

Der zweite Hieb sauste auf Riga herab. Am 1. September überschritten die deutschen Truppen südlich der Stadt die Düna und stießen östlich an ihr vorbei bis zum Meer hinauf. Es war ein leichter Sieg. Man hätte die Verfolgung ohne Mühe bis zum Peipussee und darüber hinaus bis Petersburg fortsetzen können. Aber die Oberste Heeresleitung legte sich auch hier Beschränkung auf. Es lag ihr nicht viel am Besitz von Petersburg. Wichtiger schien es ihr, die Kräfte bald wieder verfügbar zu haben für den Westen, wo noch immer die Flandernschlacht brannte, und für Italien, wo man einen Angriff vorbereitete.

Ein drittes Unternehmen mit sehr beschränktem Truppeneinsatz fand im Herbst gegen Osel statt. Die baltische Inselgruppe sperrte den Zugang zum Rigaischen Meerbusen und flankierte den Finnischen Meerbusen. Sie bildete auch ein gutes Sprungbrett hinüber nach Estland.

Zum ersten und einzigen Male im Weltkrieg gelangte hier auf seiten der Mittelmächte eine Überseeunternehmung und ein Landungsmanöver zur Durchführung. Landtruppen und Flotte teilen sich in den Ruhm. Es gerieten darüber dunkle Flecken in Vergessenheit, die im Sommer den blanken Schild der Marine getrübt hatten. Es waren schwere Disziplinwidrigkeiten auf einigen Schiffen vorgekommen, die ein bedenkliches Licht auf den Geist der Besatzungen warfen. Leider hatte man sich mit der Bestrafung der Hauptträdelsführer begnügt, ohne das Übel an der Wurzel anzupacken. So kam es, daß der Keim des marxistischen Aufruhrs in der Schlachtflotte weiterwucherte.

Die drei Niederlagen in Galizien, bei Riga und auf Ösel genügten, um den mühsam wiedergewonnenen Halt der russischen Revolutionsarmee von neuem auf das schwerste zu erschüttern. Die radikalen Elemente unter Lenin und Trotski hatten von ihr nichts mehr zu befürchten. Im November 1917 schwemmte die bolschewistische zweite Revolution die Regierung Kerenskis hinweg. Die russische Armee löste sich auf. Am 1. Dezember wurde in Brest-Litowsk ein Waffenstillstand abgeschlossen, dem Anfang Januar ein solcher mit Rumänien in Focsani folgte. Von Ende November ab rollten die deutschen Ostdivisionen in unaufhörlicher Folge nach dem Westen.

Das Ziel war mit einem halben Jahr Verspätung endlich erreicht.

Der Feldzug in Italien

(Strategischer Atlas: Karte 24)

Hindenburg und Ludendorff brauchten jedoch für die große Entscheidungsschlacht, die sie im Frühjahr 1918 im Westen beabsichtigten, nicht nur im Rücken, sondern auch in der Flanke Sicherheit. Die Vorgänge der vergangenen Jahre, wo das deutsche Heer immer von neuem gezwungen gewesen war, in aller Eile Kräfte nach Rußland zu werfen, um dem schwer gefährdeten österreichischen Bundesgenossen zu helfen,

sollten sich im Jahr der Entscheidung 1918 in Italien nicht wiederholen.

Die elf Isonzoschlachten hatten den Italienern zwar nur einen sehr geringen Geländegewinn gebracht. Aber das Gefüge der österreichischen Isonzofront war doch ernstlich erschüttert. Vielleicht war der Augenblick nicht mehr fern, wo es den Italienern gelingen würde, nach Triest und nach Kärnten durchzubrechen. Dann lag die Flanke der Mittelmächte einem unmittelbaren feindlichen Angriff von Süden her offen.

So entschloß man sich, noch im Spätherbst 1917 Italien anzugreifen, um auch den letzten Gefahrenherd zu beseitigen. Man wählte für den Angriff nicht, wie im Mai 1916, die Tiroler Front südöstlich Triest, sondern wollte den Stier diesmal bei den Hörnern packen, indem man die italienischen Hauptkräfte am Isonzo frontal angriff. So verlockend ein Angriff aus Tirol heraus in die Flanke und den Rücken der italienischen Hauptkräfte am Isonzo auch sein mochte, so war die vorgeschrittene Jahreszeit dafür schon reichlich spät. Auch hätte eine Offensive dort mehr Kräfte erfordert, als die Oberste Heeresleitung verfügbar zu haben glaubte. Sie begnügte sich mit dem Einsatz von 7 Divisionen. Die Lage in Rußland schien ihr noch immer zu wenig geklärt.

Der Generalstabschef des Oberbefehlshabers Ost, General Hoffmann, hat sich später dahin geäußert, er würde ohne Bedenken eine Anzahl Divisionen für Italien an der Ostfront freigemacht haben, wenn sie von Ludendorff gefordert worden wären. Hiernach hat man beim Oberbefehlshaber Ost die Lage anscheinend richtiger beurteilt als bei der Obersten Heeresleitung. Es ist jedoch unklar, ob General Hoffmann von sich aus die an der russischen Front verfügbar gewordenen Kräfte rechtzeitig angeboten hat.

Der Angriff führte aus dem Raum Flitsch—Tolmein über die der italienischen Ebene vorgelagerten eineinhalbtausend Meter hohen Gebirgskämme der Julischen Alpen in Richtung auf Udine. Man würde eine solche Operation schwerlich gewagt haben, wenn nicht die Erfahrungen beim Übergang über die Transylvanischen Alpen im rumänischen

Feldzug gezeigt hätten, was der deutschen Truppe zugemutet werden durfte.

Dieses stolze Zutrauen hat auch im italienischen Feldzug nicht getrogen. Die Ziele wurden gleich im ersten stürmischen Anlauf erreicht und überschritten. Rasch entschlossen ließ man den Dingen ihren Lauf. Unaufhaltsam brauste der Angriff über Cividale und Udine hinweg bis zum Tagliamento. Der ganze italienische rechte Heeresflügel brach zusammen. Hätte jetzt eine zweite Stoßgruppe, woran man vorübergehend gedacht hatte, in Tirol bereitgestanden, so wäre wahrscheinlich der Untergang des ganzen italienischen Heeres besiegelt gewesen. Die Divisionen, die der Oberbefehlshaber Ost nach den Angaben des Generalstabschefs hätte freimachen können, wären hier sehr am Platze gewesen.

Mit Hilfe rasch nach Italien geworfener englischer und französischer Divisionen ist die deutsch-österreichische Offensive schließlich am Piave und in den Vorbergen der Tiroler Alpen bei Asiago zum Stehen gebracht worden. Das italienische Heer hatte ungeheure Verluste erlitten, aber es war nicht vernichtet und konnte den Krieg noch weiterführen. Das Schlimmste war der Entente erspart geblieben.

Die Kämpfe in der Türkei

(Strategischer Atlas: Karte 25)

An der Peripherie des gewaltigen Kriegesraumes, im Kampfbereich der Türkei, waren die Dinge in der Schwebe geblieben. Es war seitens der Entente für das Jahr 1917 ein kombinierter russisch-englischer Angriff in Armenien und in Mesopotamien beabsichtigt, bei dem die unter dem Befehl des Großfürsten Nicolai Nicolajewitsch stehende Kampfgruppe gegen den Rücken der bei Kut el-Amara verankerten türkischen Front vorgehen sollte, während die Engländer in Richtung Bagdad angriffen. Gelang es den Russen, bis Diarbekir am Oberlauf des Tigris vorzudringen, so zerschnitten sie die wichtigsten rückwärtigen Verbindungen der

mesopotamischen Front. Von Diarbekir war nur noch ein kurzer Sprung bis Aleppo. Wer Herr über Aleppo war, beherrschte Syrien und Palästina.

Durch solche weitzielenden strategischen Möglichkeiten machte der Ausbruch der russischen Revolution einen Strich.

Auch auf diesen Kriegsschauplätzen mußte Großbritannien mit seinen Hilfsvölkern den Kampf jetzt allein ausfechten. Eine starke englisch-indische Armee hatte bereits Ende Februar 1917 die schwache türkische Front bei Kut el-Amara überwältigt. Zum zweitenmal erschienen die Engländer vor der alten Kalifenstadt Bagdad, die diesmal die weiße Fahne hissen mußte. Bis weit über Samara hinaus wurden die Türken zurückgedrängt. Die Absicht, mit Unterstützung eines schwachen deutschen Hilfskorps Bagdad zurückzugewinnen, gelangte nicht zur Durchführung. Denn inzwischen waren in Palästina und Arabien Ereignisse eingetreten, die dazu zwangen, die deutschen Hilfskräfte dort einzusetzen.

Englische Angriffe auf die türkischen Stellungen bei Gaza und Beerscha im Frühjahr 1917 waren blutig abgewiesen worden. Im Herbst wurden sie jedoch mit besserem Erfolg wiederholt. Nach erbitterten Kämpfen fiel am 9. Dezember Jerusalem, nächst Mekka die heiligste Stadt des Islam. Hart nördlich von Jerusalem kam der englische Angriff zum Stehen.

Arabien war schon 1916 durch den Abfall des Emirs von Mekka der Türkei verlorengegangen. Damit hatte sich für Großbritannien die langerstrebte Landbrücke zwischen Ägypten und Indien gebildet.

Für die Stellung der Türkei im Orient bedeutete der Verlust von Bagdad, Mekka und Jerusalem einen sehr schweren Schlag. Aussicht, diese Städte zurückzugewinnen, bestand kaum noch. Der türkische Vizegeneralissimus Enver Pascha suchte Entschädigung für den Verlust in Armenien und im Kaukasus, wo die Russen kaum Widerstand leisteten. Es hat sich später gezeigt, daß dies eine falsche Zielsetzung war. Jeder verfügbare türkische Soldat gehörte an die schwer bedrohten Fronten in Palästina und Mesopotamien.

Die außen- und innenpolitische Lage der Mittelmächte

Neben den großen kriegerischen Entscheidungen spielten sich im Jahre 1917 auch auf der politischen Kampfbühne Schlachten von größter Bedeutung ab.

Außenpolitisch war jetzt über die endgültige Kräfteverteilung für den Endkampf volle Klarheit geschaffen.

Rußland war aus der Kriegsfront ausgeschieden. Auch Rumänien war ausgeschaltet. Die Vereinigten Staaten hatten sich in den Strudel des Weltkrieges hineinziehen lassen, eine Reihe anderer Staaten mit sich reisend. Hieraus ergab sich, daß Deutschland, von Österreich-Ungarn, der Türkei und Bulgarien nur noch schwach unterstützt, den Kampf gegen Frankreich, das britische Weltreich, Amerika und die ganze Schar der Trabanten auszufechten hatte.

Die innenpolitische Lage der Mittelmächte hatte sich im Laufe des Jahres 1917 sehr unerfreulich entwickelt. Zwischen der politischen Führung Deutschlands und Österreich-Ungarns bestanden tiefgreifende Meinungsverschiedenheiten. Der junge Kaiser Karl ging eigene Wege. Er nahm es mit der Bundes-treue nicht genau. Im Frühjahr 1917 machte er den allerdings fruchtlosen Versuch, durch Vermittlung seines im belgischen Heer dienenden Schwagers Sigismund von Parma ohne Kenntnis des deutschen Kaisers Sonder-Friedensverhandlungen mit der Entente anzuknüpfen. Dieses sichtbare Zeichen der Schwäche und Friedensbedürftigkeit wurde noch verstärkt durch Geheimberichte des österreichischen Außenministers Graf Czernin, die zur Kenntnis der Entente kamen. In ihnen wurde die Lage der Mittelmächte in schwärzesten Farben geschildert.

Aber auch die innenpolitischen Vorgänge in Deutschland ließen erkennen, wie sehr die Energie der Kriegsführung nachließ. Unter der Führung des Abgeordneten Erzberger fand sich im Sommer 1917 im Reichstag eine Mehrheit für die berühmte Friedensresolution zusammen, die den status quo ante als Grundlage für die kommenden Friedensverhandlungen propagierte. Wie bei der bekannten Einstellung der Feindmächte vorauszu sehen war, schlug der Versuch fehl. Er hatte

lediglich zur Folge, daß die Entente über den Grad der Kriegsmüdigkeit des deutschen Volkes genau unterrichtet wurde und daß der Kampf um die Kriegsziele, der Deutschland seit dem Jahr 1915 in wachsendem Maße zerriß, sich noch verstärkte.

Im Laufe dieser Kämpfe ist Bethmann am 13. Juli 1917 durch die Oberste Heeresleitung gestürzt worden. Hindenburg und Ludendorff erklärten, nicht länger mit ihm zusammen arbeiten zu können, und stellten die Kabinettsfrage, worauf der Kaiser den Kanzler entließ.

Bethmanns Nachfolger, Michaelis, war ein der Obersten Heeresleitung genehmer und ergebener Mann. Aber er vermochte sich gegen die wachsenden Machtansprüche des Parlaments so wenig zu behaupten, daß er schon nach einem Vierteljahr wieder zurücktrat. Ihm folgte im Herbst 1917 als Reichskanzler der bayrische Ministerpräsident Graf Hertling, der, selbst alter Parlamentarier, mit dem Parlament besser zurechtkam. Bei seinem hohen Alter war er jedoch der ungeheuren geistigen Anspannung, die sein Amt verlangte, nicht mehr voll gewachsen. Auch zwischen ihm und der Obersten Heeresleitung ist es zu der engen und vertrauensvollen Zusammenarbeit nicht gekommen, die jetzt mehr denn je notwendig war. Es ergab sich ein sehr kühles Verhältnis. So blieb das brennende Problem der obersten Führung im Reich bis zum Ende des Krieges ungelöst.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Kenntnis der innenpolitischen Vorgänge in Österreich-Ungarn und in Deutschland der Entente das Durchhalten in diesem „sorgenvollen Jahr 1917“ sehr erleichtert und die zeitweise tief gesunkene Stimmung immer wieder belebt hat. Auch im Winter 1917/18 haben sie aus den innenpolitischen Zuständen in Deutschland neue Hoffnung gewinnen können. Es war kein Geheimnis mehr, daß die vaterlandsfeindliche Betätigung der marxistischen Kreise und der ungezügelter Machttrieb der Parteien an den Kräften des Volkes zehrte. Längst schon war die Haltung der Mehrheitssozialisten unsicher. Es war ein bedenkliches Zeichen, daß sich, zum erstenmal im Kriege, ihre Führer in dem großen politischen Streik der Rüstungs-

industrie im Januar 1918 auf die Seite der Unabhängigen und Radikalen stellten. Hier bestätigte sich wieder einmal die alte Erfahrung, daß die Deutschen in ihren eigenen Reihen oft ihre schlimmsten Feinde haben.

Die wirtschaftliche Lage der Mittelmächte hatte sich durch die Eroberung großer Länderstrecken im Osten etwas erträglicher gestaltet. Die in Rumänien erbeuteten Vorräte bewahrten Österreich vor einer Ernährungskatastrophe. Im Laufe des Frühjahr trat dann durch die Besetzung der Ukraine eine weitere Erleichterung ein.

Das Kriegsjahr 1918

Der Entschluß der deutschen Obersten Heeresleitung zum Angriff

(Strategischer Atlas: Karte 26)

Die strategischen Entschlüsse, die der deutsche Generalstabschef für das Jahr 1918 zu fassen hatte, waren von besonderer Schwere. Niemand konnte mehr im Zweifel darüber sein, daß der Krieg sich seinem Ende näherte und daß die Dinge der letzten Entscheidung zutrieben. Darauf wies mit besonderer Schärfe auch die Mannschaftsersatzlage hin. Die verfügbaren Ersatzbestände des deutschen Heeres waren nach den angestellten Berechnungen schon bei normalem Kräfteverbrauch im April, spätestens im Mai aufgebraucht: dann war man im wesentlichen auf die Wiedergenesenden und, als letzte Reserve, auf den erst halbausgebildeten Rekrutenjahrgang 1900 angewiesen:

Demgegenüber verfügten die Mächte der Entente noch immer über unerschöpfliche Menschenreserven. Von den drei Millionen amerikanischer Soldaten, die ausgebildet wurden, waren bis zum März zwar erst wenige hunderttausend Mann in Frankreich eingetroffen. Aber diese Zahl mußte sich rasch erhöhen. Tatsächlich betrug der Zufluß im Monatsdurchschnitt während des Sommers und Herbstes eine Viertelmillion. Im Oktober 1918 hatten bereits mehr als anderthalb Millionen Amerikaner den Atlantischen Ozean überquert. Weitere anderthalb Millionen warteten auf den Abtransport. Nennenswerte Verluste durch den U-Boot-Krieg sind nicht eingetreten.

In der Obersten Heeresleitung besaß man über diese Dinge ein durchaus zutreffendes Bild. Ludendorff machte sich nicht

die geringsten Illusionen über den Ernst der Lage. Man mußte, daß für das Austragen der Entscheidung in Frankreich nur ein Vierteljahr zur Verfügung war. In dieser Zeit bestand, zum erstenmal seit dem Herbst 1914, an der Westfront ein Gleichgewicht der Kräfte. Etwa 50 deutsche Divisionen waren aus Rußland, Rumänien und vom italienischen Kriegsschauplatz nach Frankreich überführt. Das deutsche Westheer erreichte damit, einschließlich der Etappe, eine Gesamtstärke von drei und einer halben Million Mann. Ungefähr in gleicher Zahl standen die Engländer und Franzosen gegenüber.

Im Osten war noch rund eine Million Mann zurückgeblieben. Davon ist im Laufe des Jahres 1918 etwa die Hälfte nach Frankreich überführt worden. Ihr militärischer Wert reichte aber für die Anforderungen des Westens nur noch bedingt aus. Der im Osten zurückbleibende Rest, „ausgekämmte“ Landsturmruppen, kam für Westkämpfe nicht mehr in Frage. Sie genügten gerade noch für die militärische Überwachung und die wirtschaftliche Ausnutzung der Ukraine und Rumäniens.

Bis zum Oktober 1918 sank die Gesamtstärke des Westheeres auf zweieinhalb Millionen. Die Heere der Alliierten hatten um diese Zeit annähernd die doppelte Stärke erreicht.

Es stand für die deutsche Oberste Heeresleitung von vornherein fest, daß Deutschland so rasch wie möglich im Westen angreifen müsse, um vor dem Eintreffen der amerikanischen Massen das Übergewicht über die Engländer und Franzosen zu gewinnen.

Hindenburg und Ludendorff waren überzeugt, daß man noch einmal das Höchste von den Truppen verlangen durfte. Sie wußten freilich auch, daß diesmal ein entscheidender Sieg erungen werden mußte. Die Opferbereitschaft auch des glänzendsten Heeres hat seine Grenzen, und schließlich kommt doch der Moment, wo es bei dauernder Überanstrengung wie spröder Stahl zerbricht. Mißlang die Frühjahrsoffensive in Frankreich, dann war der Krieg verloren.

Die Mitwirkung österreichisch-ungarischer Truppen — etwa 10 Divisionen — war ursprünglich in Aussicht genommen, ist

dann aber doch unterblieben. Die deutsche Oberste Heeresleitung hatte Bedenken gegen ihre Verwendung unter den scharfen Verhältnissen des Westens, besonders aber gegen den von österreichischer Seite gewünschten geschlossenen Einsatz. Lediglich eine Anzahl österreichischer Batterien nahm an der Offensive teil. So blieb für die österreichisch-ungarische Wehrmacht bei der letzten Entscheidung des Krieges, neben der Besetzung russischer Gebiete, nur noch die Aufgabe übrig, die geschlagenen Italiener am Boden zu halten.

Die beiden anderen Bundesgenossen, die Türkei und Bulgarien, waren noch weniger als Österreich-Ungarn in der Lage, die deutsche Offensive unmittelbar zu unterstützen. Sie hatten Mühe, sich mit deutscher Hilfe an ihren Kampffronten zu behaupten. Im bulgarischen Heer herrschte eine starke Depression wegen der langen Dauer des Krieges, die Moral der Truppen war gesunken. Die türkischen Truppen litten unter den unerhörten Schwierigkeiten der rückwärtigen Verbindungen. Alles wartete voller Sehnsucht auf die Entscheidung im Westen. Die Erkenntnis war allgemein, daß das Schicksal Österreich-Ungarns, der Türkei und Bulgariens von dem Sieg oder der Niederlage der deutschen Waffen abhing.

Im Gegensatz zu den Mittelmächten, wo das innere Gefüge sich lockerte, schlossen sich die Ententemächte immer fester in dem unbeugsamen Entschluß zusammen, den Krieg gemeinsam bis zum siegreichen Ende durchzukämpfen. Die Energie und die Leidenschaft, die die führenden Staatsmänner befeelte, fand ihren klassischen Ausdruck in den berühmten Worten des französischen Ministerpräsidenten Clemenceau: „Meine auswärtige und meine innere Politik sind ganz dasselbe. Innenpolitik: ich führe Krieg. Auswärtige Politik: ich führe Krieg. Ich führe immer Krieg. Rußland verrät uns: ich führe weiter Krieg. Das unglückliche Rumänien ist gezwungen, zu kapitulieren: ich führe weiter Krieg. Und ich werde weiter Krieg führen bis zur letzten Viertelstunde, denn uns wird die letzte Viertelstunde gehören.“

Solche Worte führender Staatsmänner waren in Deutschland und Österreich-Ungarn nicht zu vernehmen.

Entschluß der Ententemächte zur Defensive

Die Generalstäbe der Entente hatten sich vorläufig für die strategische Defensive entschlossen. Es galt Zeit zu gewinnen, bis die Amerikaner eintrafen. Man war sich bewußt, daß es ein großes Wagnis war, die englisch-französische Front der in zahllosen Schlachten bewährten Stoßkraft des deutschen Heeres auszusetzen. Aber man glaubte hoffen zu dürfen, daß die Lösung der Aufgabe des strategischen Durchbruchs, an der die Entente trotz ihrer großen Überlegenheit immer wieder gescheitert war, auch den Deutschen nicht glücken werde.

Alle erdenklichen Vorbereitungen wurden getroffen, um den deutschen Angriff mit Erfolg abwehren zu können. Das Wichtigste, einen einheitlichen Oberbefehl, brachte man jedoch nicht zustande. Die englische Heeresleitung fand sich nicht bereit, sich der französischen unterzuordnen. Es war die gleiche Rücksicht auf das Prestige, die einen einheitlichen deutsch-österreichischen Oberbefehl verhindert hatte.

So kam es, daß die strategischen Abwehrmaßnahmen, für die der französische Generalstabschef General Foch, der zugleich Vorsitzender des kürzlich eingerichteten „Kriegs-Vollzugsausschusses“ der Entente war, ausgezeichnete Vorschläge gemacht hatte, unvollkommen blieben. Es fehlte vor allem eine Generalreserve aus Truppen beider Länder, die Foch an der Naht der französischen und der englischen Front hatte bereitstellen wollen. Statt dessen hatte der französische Oberbefehlshaber seine Reserven bei Reims gehäuft, wo er den deutschen Angriff erwartete, der Marschall Haig die seinigen aber bei Arras. Die Generalreserve des Vollzugsausschusses war völlig unter den Tisch gefallen. Für die schwächste Stelle der beiden Heere an der Naht bei St. Quentin, wo dann der Angriff tatsächlich erfolgte, war keine Vorsorge getroffen.

Die deutschen Vorbereitungen für die Frühjahrsoffensive

Die Frage, wo der große Durchbruchversuch unternommen werden sollte, beschäftigte die leitenden militärischen Stellen bis tief in den Januar hinein. Die Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht schlug einen Angriff in Flandern vor. Die Heeres-

gruppe Deutscher Kronprinz kam auf den Angriff gegen Verdun zurück, diesmal gleichzeitig von zwei Seiten, von den Argonnen und von St. Mihiel her.

Hindenburg und Ludendorff folgten keinem der beiden Vorschläge, wählten vielmehr den Abschnitt zwischen Arras und La Fère.

Bei der Wahl der Angriffsfront hat Ludendorff die strategischen Gesichtspunkte bewußt an den zweiten Platz gerückt. Das wichtigste war zunächst, die taktisch günstigste Stelle für den Durchbruch zu finden. Erst wenn dieser geglückt war, trat die strategische Auswertung in ihre Rechte. Der Gegner war das englische Heer, dessen rechter Flügel geschlagen werden sollte, um dann anschließend die Front nach Norden aufzurollen. Nach Süden, gegen die Franzosen, sollte eine starke Flanke gebildet werden, die etwaige Entlastungsstöße abzufangen hatte.

Der Angriff führte in das beim Rückzug in die Siegfriedstellung zerstörte Gelände und in das Sommekampfgebiet von 1916. Die Schwierigkeiten, die hieraus entstanden, glaubte Ludendorff in Kauf nehmen zu können.

Hinsichtlich der Form des Angriffs hatte sich die Oberste Heeresleitung zu einem Verfahren entschlossen, das sie in Rußland und kurz zuvor noch in Italien erprobt hatte. Sie beabsichtigte, nach kurzer Artillerie- und Minenwerfervorbereitung einen scharfen wuchtigen und vor allem überraschenden Schlag zu führen. Gelang er nicht sofort und in dem erwünschten Ausmaß, so sollte er an anderer Stelle wiederholt werden. Dementsprechend wollten Hindenburg und Ludendorff nur einen Teil der verfügbaren Reserven für die erste Offensive einsetzen. Neben den operativen Gründen sprach dabei sehr wesentlich mit, daß angesichts des geschwächten Pferdebestandes und des Mangels an Futter nur 51 Divisionen, etwa ein Viertel der Gesamtzahl, als „Angriffsdivisionen“ ausgerüstet werden konnten. Der Rest war nur vermindert bewegungsfähig, für den erhofften Bewegungskrieg also nur beschränkt verwendbar. Im Ganzen sind für den ersten großen Angriff „St. Michael“ 74 Divisionen angesetzt worden.

Man wählte für die Offensive den frühest möglichen Zeitpunkt. Jeder Tag war im Hinblick auf das Eintreffen der Amerikaner ein Gewinn. Die Oberste Heeresleitung rechnete damit, daß die Entscheidung in dem gigantischen Ringen nicht in wenigen Tagen oder Wochen fallen, sondern sich vielleicht über Monate hinziehen werde. Aber auf der anderen Seite mußte das Eintreffen der aus Rußland heranzuföhrten Divisionen abgewartet werden. Auch sollten die Truppen gut ausgeruht und geschult in den schweren Kampf gehen. Als Tag des Angriffsbeginns wurde der 21. März bestimmt.

Für Ablenkungsoperationen an anderer Stelle reichte die verfügbare Artillerie nicht. Dagegen wurden Vorbereitungen für spätere Angriffe bei Arras und bei Armentières getroffen, um dort die Offensive als zweiten oder dritten Akt der Gesamthandlung fortsetzen zu können.

Dank der Exaktheit der Generalstabsarbeit war am Tage des Angriffsbeginns alles bis aufs letzte vorbereitet. Was Überlegung und Willenskraft der Führung tun konnten, war geschehen. Auch der Geist der Truppe und ihre Ausbildung für den bevorstehenden Angriff waren so gut, wie es nach den Umständen möglich war. Die Angriffsvorbereitung für das Frühjahr 1918 muß als eine der größten Leistungen Ludendorffs bezeichnet werden.

Ein Kampfmittel fehlte, das mittlerweile sehr wichtig geworden war, der Tank. Die Oberste Heeresleitung hat seine Wirkung wohl unterschätzt. Die Anfertigung anderer Kampfmittel schien ihr jedenfalls wichtiger. Nicht viel mehr als ein Duzend deutscher Versuchstanks stand im Frühjahr 1918 zur Verfügung, während in Frankreich und England die Massenanfertigung längst im Gange war.

Der Einmarsch in Rußland. Friede von Brest-Litowsk (Strategischer Atlas: Karte 28)

Bevor die große Schlacht in Frankreich begann, flackerte wider Erwarten das Kriegsfeuer im Osten noch einmal empor. Die Friedensverhandlungen mit Rußland in Brest-Litowsk

hatten einen so schleppenden Verlauf genommen, daß die Geduld der Mittelmächte auf eine schwere Probe gestellt wurde. Plötzlich trat jedoch Mitte Januar eine günstige Wendung ein, als Abgeordnete der Ukraine in Brest-Litowsk erschienen und den Anspruch auf die Selbständigkeit ihres Landes erhoben. Die Vertreter der Mittelmächte stellten sich sofort auf die Seite der Ukrainer und leiteten Sonderverhandlungen mit ihnen ein. Hierüber kam es zum Bruch mit den großrussischen Vertretern, die Brest-Litowsk mit der Erklärung verließen, daß sie den Krieg auch ohne formalen Friedensschluß als beendet betrachteten.

Auf Drängen der deutschen Obersten Heeresleitung lehnten die Staatsmänner der Mittelmächte diese Erklärung ab. Es war notwendig, für den Entscheidungsgang im Westen volle Klarheit im Osten zu schaffen. Die Ostdivisionen wurden in Frankreich gebraucht. Wirtschaftliche Gründe sprachen für eine Besetzung der Ukraine.

Am 18. Februar begann also auf der großrussischen Front noch einmal der Vormarsch, dem sich der Einmarsch deutscher und österreichischer Divisionen in die Ukraine anschloß. Ohne ernststen Widerstand wurde Estland, Weißrußland und die Ukraine besetzt. Auf die Besetzung Petersburgs wurde verzichtet. Man wollte nur diejenigen Gebiete in Besitz nehmen, deren Loslösung von Rußland beabsichtigt war.

Zu spät erkannten die Sowjetmachthaber den Fehler, den sie begangen hatten. Es nützte ihnen nichts mehr, daß sie sich unmittelbar nach Beginn des deutschen Vormarsches zu neuen Verhandlungen bereit erklärten. Die Dinge nahmen den geplanten Ablauf. Ohne weitere Debatte ist dann am 3. März in Brest-Litowsk der Friede unter den von den Mittelmächten geforderten Bedingungen unterzeichnet worden.

Man hat sich im Lauf des Frühjahrs und Sommers um die wirtschaftliche Durchdringung der riesigen besetzten Gebiete bemüht. Es dauerte jedoch geraume Zeit, bis der Verwaltungsapparat zu funktionieren begann. Die Hoffnungen, den Reichtum der Ukraine an Bodenerzeugnissen für die hungern- den Mittelmächte nutzbar machen zu können, haben sich nur in einem bescheidenen Maße erfüllt.

Anschließend an den russischen Vormarsch fand eine Expedition deutscher Truppen, der „Ostseedivision“, nach Finnland statt. Die Gründe lagen überwiegend auf militärpolitischem Gebiet. Es bestand der Wunsch, sich die Finnen zu Freunden zu machen, da man auf ihre militärische Unterstützung gegen Rußland für die Gegenwart und Zukunft Wert legte.

Das Problem des „Ostfriedens“ war damit zunächst einmal zum Abschluß gelangt. Daß es sich dabei nur um ein Provisorium, nicht um eine Endlösung handelte, war klar. Immerhin sind die Grundzüge des Friedens von Brest-Litowsk noch heute deutlich zu erkennen. Rußland ist weit nach Osten, bis zu seinen natürlichen Volksgrenzen zurückgedrängt. Durch die Befreiung der russischen Randstaaten, Finnland, Estland, Lettland, Litauen, Polen ist ein breites Band zwischen Rußland und Westeuropa gelegt worden.

Diese Entwicklung der Dinge ist, auf weite Sicht, vielleicht das wichtigste Ergebnis des Weltkrieges. Man wird also sagen können, daß die Strategie Hindenburgs und Ludendorffs, die von Tannenberg über unzählige Schlachtfelder nach Brest-Litowsk führte, im echten Sinne des Wortes Weltgeschichte gemacht hat.

Die deutsche Offensive im Frühjahr und Sommer 1918

Die Große Schlacht in Frankreich

(Strategischer Atlas: Karte 26)

Hindenburg und Ludendorff konnten nun also ohne jede Sorge für Rücken und Flanke die Entscheidungsschlacht im Westen beginnen. Die Hoffnung schien berechtigt, daß ein Heer, das so viel schon zu Wege gebracht hatte, auch die letzte Probe noch bestehen werde.

Die „Große Schlacht in Frankreich“, die am 21. März begann, verlief anders, als sie geplant war. Der rechte Flügel der Angriffsgruppe, die 17. und 2. Armee, bei denen das

Schwerengewicht lag und die Entscheidung gesucht wurde, gewann nur mühsam und schrittweise Boden. Der linke Flügel, die 18. Armee, die nach dem Schlachtplan nur eine Abwehrflanke gegen die Franzosen bildete, überrannte dagegen die feindlichen Stellungen. Schon am 22. März gewann der Angriff hier das freie Feld und blieb auch weiterhin in vollem Fluß.

Die Oberste Heeresleitung stand vor der Frage, ob sie an dem Grundgedanken der Operation festhalten sollte. Dann mußte die 18. Armee in ihrem Siegeslauf angehalten und der Druck bei der 2. und 17. Armee, soweit möglich, noch verstärkt werden.

Die Verschiebung von Reserven in einem so mit Menschen und Kriegsgerät aller Art angefüllten und vollkommen zerstörten Gelände war indessen nicht leicht. Vielleicht wäre der Schwung des Angriffs darüber verlorengegangen und der Feind hätte Zeit zu Gegenmaßnahmen gefunden.

Die Oberste Heeresleitung hatte für den Beginn der Offensive die Taktik in den Vordergrund gestellt. Das wichtigste war zunächst der Durchbruch. Der taktische Erfolg lag bei der 18. Armee. Sollte man ihn zugunsten der noch in der Ferne liegenden strategischen Absichten aufgeben?

Rasch entschlossen stellte die Oberste Heeresleitung am 23. März das Steuer um. Der Gedanke, nach Norden einzuschwenken, um die englische Front aufzurollen, trat angesichts des hartnäckigen feindlichen Widerstands auf dem rechten Flügel in den Hintergrund. Wichtiger schien es im Augenblick, den Durchbruch in der Mitte und auf dem linken Flügel zu vollenden, und das englische und französische Heer auseinanderzureißen. Die in der Mitte kämpfende 2. Armee erhielt Amiens als Richtungspunkt. Rechts daneben sollte die 17. Armee den Keil nordwestlich auf Doullens erweitern, während links die 18. Armee die Somme in südlicher Richtung zu überschreiten hatte. Ihr Pfeilstrich wies auf Montdidier—Noyon und weiterhin auf Paris.

Die Operationen nahmen am 24. und 25. März einen glücklichen Fortgang. Bei der 17. und 2. Armee ließ der feindliche Widerstand plötzlich nach. Alle drei Armeen kämpften jetzt

jenseits der französisch-englischen Stellungen. Das strategische Moment trat mehr und mehr in den Vordergrund.

Die Oberste Heeresleitung erweiterte am 26. März zum zweiten Male die Ziele. Die Offensive sollte sich stufenweise nach Norden ausdehnen und allmählich die ganze englische Front erfassen. Die 6. Armee erhielt Boulogne als Richtungspunkt, die 17. St. Pol—Commemündung, die 2. und 18. den Raum um Paris. Als erstes Glied dieser weitgespannten Operation hatte die 6. Armee am 28. März bei Arras anzugreifen.

Von Boulogne bis Paris reichte jetzt der gewaltige Horizont des Angriffs. Die deutschen Hoffnungen erreichten ihren Höhepunkt.

Sie hätten sich vielleicht verwickelt, wenn die Oberste Heeresleitung 20 frische Divisionen starke, neue Kräfte hätte einsetzen können, mit denen sie dem Angriff einen neuen Impuls gegeben hätte. Die Angriffsdivisionen vorderster Linie hatten schwere Verluste gehabt. Ihre Angriffskraft ließ merklich nach.

Eine derartige Austauschlung der Truppen auf dem Schlachtfeld, ein ungemein schwieriger Vorgang, war indessen nicht vorgesehen.

In diesem entscheidenden Augenblick trat eine für die Entente-mächte glückliche Wendung ein. General Foch, der hervorragendste unter den Heerführern der Alliierten, übernahm den Oberbefehl auf der Feindseite.

Es war die letzte Minute. Als die 5. englische Armee unter dem Angriff der deutschen 2. und 18. zusammengebrochen war, hatten langwierige Verhandlungen zwischen der englischen und französischen Heerführung begonnen, wie man ihr Hilfe schicken könne. Die wenigen französischen Divisionen, die endlich in die Bresche geworfen wurden, kamen zu spät und wurden nach tapferem Kampfe von der Flut mitgerissen.

Der französische Oberbefehlshaber, General Pétain, in größter Sorge wegen Paris, baute inzwischen in aller Eile von La Fère über Noyon bis Montdidier eine neue Front auf. Auf der anderen Seite stützte der englische Oberkommandierende, Marschall Haig, mit allen Kräften die Front zwischen Arras und Albert ab. Zwischen Albert und Mont-

didier aber, in Gegend Amiens, entstand ein fast offener Raum. Der Führer der französischen Armee bei Montdidier meldete am 27. März: „Es besteht zwischen den beiden Heeren ein Loch von 15 Kilometer Breite, in dem sich niemand befindet. Ich bitte . . ., Truppen zu entsenden, um wenigstens den Durchbruch der Kavallerie zu verhindern.“ Pétain äußerte in einer Besprechung mit Haig die Absicht, bei weiterem Vordringen der Deutschen in Richtung Paris zurückzugehen, um die Hauptstadt zu decken. Und Marschall Haig beschäftigte sich, da die Trennung des englischen und französischen Heeres doch nur noch eine Frage der Zeit sei, bereits am 25. März mit dem Gedanken, auf das Meer auszuweichen, um die Kanalhäfen zu decken.

In dieser Lage fand man endlich in einem auf Veranlassung des Marschalls Haig am 26. März in Doullens abgehaltenen Kriegsrat, dem auch die politischen Führer beivohnten, den Entschluß, eine gemeinsame Spitze mit Befehlsgewalt in der Person des Generals Foch zu schaffen. Die offizielle Übertragung des Oberbefehls über die alliierten Heere erfolgte erst einen Monat später.

Foch raffte sofort alle erreichbaren französischen Reserven zusammen und warf sie nach Amiens. Von einer Zurücknahme der französischen Truppen in Richtung Paris und der Engländer nach den Kanalhäfen war nicht mehr die Rede.

Dies brachte den Umschwung. Die deutschen Truppen, tief erschöpft durch die Anstrengungen, hatten die Gunst der Lage bei Amiens nicht erkannt und nicht ausgenutzt. Auf den beiden Flügeln war die Offensive an dem wachsenden feindlichen Widerstand erlahmt. Der Teilangriff auf Arras erwies sich als Fehlschlag. Am 29. März war auf dem weitaus größten Teil der Kampffront ein Stillstand eingetreten. In den nächsten Tagen erstarrte sie vollends.

Die Große Schlacht in Frankreich war ein glänzender taktischer Sieg. Den Franzosen und Engländern war es in all den Schlachten der vorhergegangenen drei Jahre nie gelungen, eine Scharte von 75 Kilometer Breite und 60 Kilometer Tiefe in die deutsche Front zu schlagen. Aber für die Entscheidung des Krieges nützte dieser Erfolg nicht viel. Von

den operativen Zielen der deutschen Obersten Heeresleitung war so gut wie nichts erreicht. Weder hatte das englische Heer eine entscheidende Niederlage erlitten, noch war die Trennung des englischen und französischen Heeres geglückt, noch hatte man die Kanalhäfen erobert.

90 deutsche Divisionen hatten in den Kämpfen geblutet, die „Angriffsdivisionen“ am meisten. Der erste große Schwung war vorüber. Enttäuschung schlich durch das Heer.

Die Betrachtung der Schlacht zeigt, daß doch wohl die Möglichkeit bestand, zu einem entscheidenden Erfolg zu gelangen. Die Kritik hat der Obersten Heeresleitung vor allem zum Vorwurf gemacht, daß sie den Angriff habe auseinanderflattern lassen, weil sie an dem ursprünglichen Plan, die Engländer zu schlagen, nicht streng genug festgehalten habe. Statt dessen habe sie, der Gunst der Lage im Süden allzusehr nachgebend, auch noch die Franzosen angegriffen. Dies sei über die Kräfte gegangen.

Diese Kritik verliert an Gewicht, wenn man berücksichtigt, daß es Ludendorff eben zunächst allein auf den Durchbruch ankam. Er suchte die „weiche Stelle“ zwischen Arras und La Fère. Ob er sie etwas mehr im Süden oder im Norden fand, ob sie bei den Engländern oder bei den Franzosen lag, war weniger wichtig. Die Hauptsache war, daß man überhaupt durchkam. Daß östlich Amiens, zwischen Albert und Montdidier, einige Tage lang tatsächlich die Möglichkeit bestand, durchzubrechen, ist weder von ihm noch von den dort kämpfenden Truppen erkannt worden. Aber auch wenn diese Erkenntnis vorhanden gewesen wäre, so würde das wahrscheinlich an dem Gesamtergebnis nicht allzuviel geändert haben. Denn es ist sehr zweifelhaft, ob die Truppe nach fünfstägigen schwersten Kämpfen noch die Stoßkraft besessen hätte, über Amiens hinaus im Vorgehen zu bleiben, um dann, nach rechts einschwenkend, die englische Front zum Einsturz zu bringen. Dazu hätte es, wie schon erwähnt, der Anwesenheit neuer starker Kräfte, einer oder besser noch zweier Reservearmeen bedurft, die der ersten Angriffswelle nachgeführt werden mußte.

Die Schwierigkeiten einer Ablösung der Truppe mitten im

Angriff auf einem von Menschen, Pferden und Wagen überfüllten Raum waren gewiß groß. Vielleicht wäre sie geglückt, wenn man die Ablösung von vornherein ins Auge gefaßt hätte. Der Versuch konnte schließlich gemacht werden, da es ein anderes Mittel, den unvermeidlichen Augenblick der Ermattung zu überwinden, nicht gab.

Daß genügend Kräfte für diese Reservearmee zur Verfügung standen, ergibt sich daraus, daß man in der Lage war, zehn Tage später bei Armentières eine neue Schlacht zu schlagen.

Auf französischer und englischer Seite war die Führung in den ersten Tagen auffallend wenig gut. Es fehlte sowohl dem englischen wie dem französischen obersten Befehlshaber die Weite des Überblicks und der Wille zu gegenseitiger Unterstützung. Beide dachten an „ihre“ Front und an die Interessen ihres Landes. Darüber gerieten sie in Gefahr, den Krieg im letzten Augenblick noch zu verlieren. Dies änderte sich in dem Augenblick, als Foch die Führung in seine festen Hände nehmen konnte. Jetzt gab es keine englische und keine französische Front mehr, sondern nur noch eine Einheitsfront. Die Reserven beider Armeen wurden rücksichtslos so verschoben, wie die Lage es verlangte.

Die Schlacht bei Armentières

(Strategischer Atlas: Karte 26)

Daß die Große Schlacht in Frankreich in strategischer Hinsicht ein Mißerfolg war, darüber konnte in der deutschen Obersten Heeresleitung kaum ein Zweifel sein. Es war ein schwacher Trost, daß eine englische Armee fast vernichtet war und daß auch die Franzosen ernste Verluste erlitten hatten. Man stand nun vor der Frage, ob die Offensive fortgesetzt werden sollte, um durch einen zweiten Schlag die Engländer vollends zu zermürben. Die Vorbereitungen dazu waren in Gegend Lille, östlich Armentières getroffen. Es stand noch eine Reihe frischer kampfkraftiger Divisionen zur Verfügung. Die Frage wurde bejaht. Während auf den Schlachtfeldern rings um St. Quentin die Front langsam erstarrte, rollte

bereits die Heeresartillerie nach Norden. Schon am 9. April konnte die neue Offensive bei Armentières beginnen. Diese zweite Schlacht stand hinter der ersten an Truppeneinsatz und Ausdehnung naturgemäß weit zurück. Es nahmen an ihr 36 deutsche Divisionen teil, von denen mehrere ihrer Ausrüstung nach schon nicht mehr als volle Angriffsdivisionen gelten konnten. Das operative Ziel bildete diesmal die Kanalküste. Entscheidend hierfür war der Gewinn des flandrischen Höhenrückens, der die Lys zwischen dem Kemmel und Cassel im Norden begleitet und das flache Land weithin beherrscht. Wiederum wurden bewundernswerte taktische Erfolge errungen. Aber das strategische Ziel wurde auch hier nicht erreicht. Der deutsche Angriff blieb vor dem flandrischen Höhenzug liegen. Ein anschließender Vorstoß gegen den Kemmel glückte zwar, änderte aber an der Gesamtlage nichts. Nicht einmal Ypern fiel dadurch in deutsche Hand.

Der Entschluß zur Fortsetzung der Offensive

Durch die Schlacht von Armentières wurde der strategische Mißerfolg der Großen Schlacht in Frankreich noch unterstrichen. Es tauchte die bange Frage auf, ob die Frühjahrs-offensive nicht schon endgültig gescheitert sei. Was sollte weiter geschehen? Sollte man von weiteren Angriffen absehen und das Heer auf die Defensive umstellen? Das bedeutete den Verzicht auf den Sieg. Man mußte sich dann bemühen, zu einem erträglichen Frieden zu kommen. Das konnte lange dauern. Aber man hatte ja schließlich noch Atem genug, um eine ganze Weile durchzuhalten. Von einer Notwendigkeit der Kapitulation war vorläufig noch keine Rede.

Der Gedanke, den Kampf um den Endsieg aufzugeben, lag Hindenburg und Ludendorff fern. Sie waren davon durchdrungen, daß der Feindbund sich die völlige Niederwerfung der Mittelmächte als unumstößliches Ziel gesetzt hatte und daß ein Frieden zu erträglichen Bedingungen nicht zu haben sei. Unter diesen Umständen blieb keine andere Wahl, als zu kämpfen, so lange noch irgendeine Aussicht auf Erfolg bestand. Dieser Krieg war zum guten Teil eine Nervenprobe

der Führung. Der Sieg winkte dem, der „bis zur letzten Viertelstunde“ durchhielt.

Bei nachträglicher Betrachtung ist festzustellen, daß die Kraft des Heeres von Hindenburg und Ludendorff überschätzt und daß der Bogen überspannt worden ist. Die zweite Hälfte des Jahres stand im Zeichen einer schweren Reaktion, eines rapiden Absinkens der Disziplin und Moral. Die Schlussfolgerung liegt nahe, daß es besser gewesen wäre, wenn die beiden Feldherren die Offensive im April abgebrochen, sich auf die Defensive beschränkt und den Frieden gesucht hätten.

Was der Historiker und der Kritiker klar übersehen, das war für die verantwortlichen Männer in der Obersten Heeresleitung damals freilich schwerer zu erkennen. Seit vier Jahren führten sie dieses unverwundliche Heer von Sieg zu Sieg. Sie erlebten immer neue Wunder seiner Leistungsfähigkeit. Wo lagen die Grenzen? Warum sollte nicht ein dritter oder vierter Versuch doch noch glücken?

Die erste Ablenkungsoffensive am Chemin des Dames (Strategischer Atlas: Karte 26)

Die Offensive wurde also fortgesetzt. Das Ziel blieb auch weiterhin die Niederwerfung des englischen Heeres. Bevor man es von neuem angriff, sollten jedoch die feindlichen Reserven durch einen Ablenkungsangriff an der französischen Front gebunden werden. Glückte dies, dann hoffte man bei dem folgenden Angriff auf die englische Front leichteres Spiel zu haben.

Der Ablenkungsangriff fand am Chemin des Dames statt und begann am 27. Mai. Der Erfolg übertraf die Erwartungen. Foch wurde überrascht. Er hatte die Fortsetzung des Angriffs im Norden bei Amiens und bei Arrmentières erwartet. Dort hatte er die Reserven gehäuft und die Keimfer Kampffront entblößt.

In stürmischem Anlauf wurden die Hänge des Chemin des Dames genommen und die Aisne überschritten. Aber die Vesle hinweg drangen die deutschen Divisionen bis in die Gegend von Fère en Tardénois und bis Château Thierry

vor, wo im Jahre 1914 das Unglück seinen Anfang genommen hatte.

Der Versuch, den Einbruch nach den Seiten hin zu erweitern, mißglückte. Wieder ging dem Angriff der Atem aus. Es bestanden jetzt schon drei tiefe Einbuchtungen, deren Besetzung bedeutende Kräfte beanspruchte und in denen verlustreiche Kämpfe weiterglühten. Der Geländegewinn war für das deutsche Heer eher ein Nachteil, als ein Vorteil.

Die Ersatzreserven waren längst verbraucht. So gut es ging, setzte man alles irgend noch Brauchbare zusammen, aus Rußland und Rumänien, aus dem Heer der Reklamierten in der Heimat, aus den Lazaretten und Erholungsheimen. Aber von diesen Leuten hatte die Armee nicht mehr viel Nutzen. Der Schwund war unaufhaltsam. Von Tag zu Tag nahm die Stärke des Heeres ab. Vor allem verminderte sich die eigentliche Kampftruppe an der Front.

Einen dunklen Schatten auf den Sieg von Soissons und Reims warf wenige Wochen später der Mißerfolg der Österreicher in Tirol. Um doch etwas zur letzten Entscheidung beizutragen, hatte eine österreichisch-ungarische Kampfgruppe aus dem Raum von Asiago und Arstero und vom oberen Piave her die italienische Front angegriffen. Zum letzten Male in ihrer langen Geschichte rang die K. u. K. Armee um den Sieg in Italien. Die Offensive mißlang. Das österreichisch-ungarische Heer war, was man längst hätte wissen können, ohne deutsche Unterstützung zu größeren Aktionen nicht mehr fähig. Die Italiener behaupteten sich in ihren Stellungen.

Der zweite Ablenkungsangriff.

Schlacht an der Marne und in der Champagne

(Strategischer Atlas: Karte 26)

Hindenburg und Ludendorff hielten an dem Entschluß fest, den Angriff in Frankreich fortzusetzen. Der Zweck der Schlacht von Soissons und Reims, die Reserven der Alliierten nach dem Süden abzuführen, bevor man im Norden den entscheidenden Stoß gegen die Engländer führte, war

noch nicht erreicht. Es sollte daher noch eine zweite Ablenkungsoffensive, diesmal beiderseits von Reims, eingeschaltet werden. Man hoffte hierdurch zugleich die unerträglich schmale Basis der im Marnebogen stehenden deutschen Truppen verbreitern zu können.

Da man immer wieder die gleiche Artillerie und oft auch die gleichen Divisionen für die aufeinanderfolgenden Angriffe verwenden mußte, vergingen anderthalb Monate, bis die neue Offensive beginnen konnte. Man mußte der abgeheßten Truppe wenigstens eine Atempause von ein paar Wochen gönnen.

Die Schlacht an der Marne und in der Champagne dauerte nur zwei Tage. Sie begann am 15. Juli und endete am 16. Es stellte sich heraus, daß der Feind schon seit Wochen über den bevorstehenden Angriff durch Überläufer und Gefangene genau unterrichtet worden war und die umfassendsten Gegenmaßnahmen hatte treffen können. So wurde die Schlacht für das deutsche Heer der erste offene Mißerfolg.

Die Oberste Heeresleitung ließ sich jedoch nicht entmutigen. Am gleichen Abend des 16. Juli, an dem sie die Einstellung des Angriffs befohlen hatte, rollten bereits die ersten Transportzüge nach Norden, auf Lille, wo jetzt endlich der entscheidende Schlag gegen die Engländer geführt werden sollte.

Die Wende.

Die französisch-englisch-amerikanische Gegenoffensive im Sommer und Herbst 1918

(Strategischer Atlas: Karte 27)

Dazu kam es jedoch nicht mehr. In den Vormittagsstunden des 18. Juli trafen bei der Obersten Heeresleitung Meldungen ein, daß die Franzosen aus den Wäldern bei Villers Cotterêts im Marnebogen mit mächtigen Tankgeschwadern in Richtung Soissons tief in die deutschen Stellungen eingebrochen seien. Die Gegenoffensive des Generals Foch hatte begonnen.

Der österreichische Fehlschlag in Tirol, der deutsche bei Reims, der französische Erfolg bei Villers Cotterêts beleuchteten wie Blitzschläge den Umschwung der Lage. Das Ringen um die Entscheidung stand jetzt am letzten Wendepunkt.

Der Entschluß zur Einstellung der deutschen Offensive

Auch Hindenburg und Ludendorff konnten sich der schweren Erkenntnis nicht mehr verschließen, daß die Aussicht auf einen deutschen Sieg geschwunden sei. Die Angriffskraft des Heeres war verbraucht. Die Anzeichen des Nachlassens der Kampfmoral häuften sich. Die Zahlen der Drückeberger und der Gefangenen erreichten im deutschen Heere eine bisher unbekannte Höhe. Der Augenblick war nun doch gekommen, wo man gezwungen war, zur Defensive überzugehen und Friedensverhandlungen einzuleiten.

Dies sollte ohne Übereilung geschehen. Eine unmittelbare Gefahr bestand nach der Ansicht Hindenburgs und Ludendorffs noch nicht. Es durfte beim Feind nicht der Eindruck entstehen, daß man unter Zwang handle. Die Transporte der Heeresartillerie nach Flandern wurden unterbrochen, die dort geplante neue Offensive aufgegeben.

Es hätte jetzt nahegelegen, die durch die letzten Offensiven stark gewellte Front, um Kräfte zu sparen, wieder zu glätten. Hindenburg und Ludendorff konnten sich jedoch zu einer solchen Maßnahme noch nicht entschließen. Lediglich der Marnebogen, wo infolge des Einbruchs bei Villers Cotterêts unhaltbare Zustände eingetreten waren, wurde geräumt.

Die erste Angriffsfolge der Alliierten

Im Lager der Alliierten war die lähmende Sorge vor dem Ausgang der großen deutschen Offensive einer siegessicheren Stimmung gewichen. Der zum Marschall von Frankreich ernannte General Foch setzte am 24. Juli unter Hinweis auf die veränderte Lage den Führern der verbündeten Armeen seine Pläne auseinander. Er beabsichtigte, durch eine Reihe,

in kurzen Zwischenräumen aufeinanderfolgender Schläge die deutsche Armee allmählich zu zermürben, um sie dann durch eine Generaloffensive zu zermalmen. Bei dieser ganzen Aktion war auch den Amerikanern eine bedeutsame Rolle zugewiesen.

Am 8. August griffen Engländer und Franzosen gemeinsam die deutsche 2. und 18. Armee zwischen Albert und Montdidier an. Wieder glückte ihnen ein tiefer Einbruch. Wieder spielte der Tank dabei eine entscheidende Rolle. Ein Teil der deutschen Divisionen wurde zerschlagen. Nur mit Mühe konnte die Wunde durch Reserven geschlossen werden.

Hindenburg und Ludendorff waren auf das stärkste betroffen. Ein solches Nachlassen der Kampfkraft hatten sie nicht für möglich gehalten. Ludendorff bezeichnet in seinen Kriegserinnerungen den 8. August als den schwarzen Tag des deutschen Heeres. Jetzt erst wurde er sich der vollen Gefahr bewußt.

Am 14. August wurde in einer unter dem Vorsitz des Kaisers stattfindenden Konferenz der politischen und militärischen Stellen die baldige Einleitung von Friedensverhandlungen beschlossen. Mit dem guten Willen allein war es freilich noch nicht getan. Die Staatsmänner und Feldherren der Entente hatten ihren Vorteil genau erkannt. Es eilte ihnen nicht. Sie wußten, daß ihnen die Initiative nicht mehr entzissen werden konnte, und verdoppelten ihre Anstrengungen um den vollen militärischen Sieg zu erringen. Ein ganzes Vierteljahr dauerte es noch, bis sie sich zum Abschluß eines Waffenstillstands bereitfanden.

Man mußte sich also auf deutscher Seite in Geduld fassen. Hindenburg und Ludendorff waren entschlossen, jeden Fußbreit Boden zu verteidigen, um ein Pfand für die kommenden Friedensverhandlungen in der Hand zu behalten. Es blieb auch bei dem Entschluß, das neu eroberte Land nicht preiszugeben. Man wollte noch nicht offen eingestehen, daß die Wiederaufnahme der Offensive endgültig aufgegeben sei.

Auch hier standen Vorteile und Nachteile sich scharf gegenüber. Der Verlauf der Ereignisse hat aber eindeutig gezeigt, daß es besser gewesen wäre, wenn die erschöpften und kampfs-

müden Truppen ungeschlagen und freiwillig in die alten Stellungen zurückgegangen wären. Es wäre wohl auch kein Schade entstanden, wenn der Entschluß zur Defensiv und der Wunsch nach Frieden offen bekannt worden wäre. Die Truppe glaubte in dieser Zeit selbst nicht mehr an den Sieg und an die Wiederaufnahme der Offensiv. Und auch der Entente konnte der Zustand des deutschen Heeres nicht verborgen bleiben.

Marschall Foch hat genau erkannt, daß die Schwäche der deutschen Kampffront in den Ausbauchungen lag. Mitte August griff er den auf Amiens vorspringenden Bogen auf beiden Flügeln an, im Süden zwischen Noyon und Soissons, im Norden zwischen Bapaume und Albert. In schweren verlustreichen Kämpfen wurden die Deutschen hier langsam zurückgedrängt. Anfang September mußte sich die Oberste Heeresleitung damit abfinden, den ganzen Gewinn der Großen Schlacht fahren zu lassen und in die Siegfriedstellung zurückzugehen. Am 8. September war diese Bewegung beendet. Sie hatte genau einen Monat gedauert. Im März hatten die deutschen Truppen in acht Tagen den gleichen Weg in umgekehrter Richtung zurückgelegt.

Hindenburg und Ludendorff hofften, daß die Kampffront sich in der Siegfriedstellung wieder festigen werde. Aber schon erfolgte an anderer Stelle eine neue, nicht ganz unverschuldete Niederlage. Unter den drohenden Anzeichen eines nahe bevorstehenden amerikanischen Angriffs auf den St.-Mihiel-Bogen hatte man sich entschlossen, ihn zu räumen. Aber die Durchführung des Entschlusses erfolgte dann doch zu spät. Der am 12. September losbrechende amerikanische Angriff fand die Stellungen noch besetzt und hatte mit den schwachen deutschen Truppen leichtes Spiel. Zum Glück konnte der Stoß, da es den Amerikanern an kriegerischer Erfahrung und an Beweglichkeit fehlte, in der die beiden Ecken des Mihielbogens verbindenden Michelstellung aufgefangen werden.

Wichtiger noch als die Verluste an Mannschaften, Kanonen und Gerät war die moralische Einbuße. Das Selbstbewußtsein der Amerikaner steigerte sich durch den leichten Sieg gewaltig. Sie meinten, es müsse ihrer frischen unverbrauchten

Kraft gelingen, die ganze deutsche Nordfront durch einen Angriff beiderseits der Argonnen und aus Verdun heraus aus den Angeln zu heben.

Mitte bis Ende September trat ein kurzer trügerischer Moment der Ruhe ein. Er kam der furchtbar erschöpften deutschen Armee sehr zustatten. Die Oberste Heeresleitung tat alles Erdenkliche, um die Front zu festigen. Sie ordnete eilig den Bau großer rückwärtiger Stellungen an. Da aber die erforderlichen Arbeitskräfte fehlten, blieben die Baupläne im wesentlichen auf dem Papier stehen.

Alles kam jetzt darauf an, daß die Bemühungen der Staatsmänner zur Herbeiführung eines Waffenstillstands und anschließend des Friedens schnell zum Ziel führten. Vorläufig waren die Aussichten noch sehr trübe. Ein ganzer Monat war mit tastenden Versuchen, diplomatische Fühlung mit der Entente zu gewinnen, nutzlos hingegangen. Die Hoffnung auf eine holländische Vermittlungsaktion erwies sich als trügerisch.

Der August und September war gewissermaßen die letzte Minute, die das Schicksal den Mittelmächten noch ließ, um als ungeschlagene Verhandlungspartner an den Verhandlungstisch zu treten. Sie ist vorübergegangen, ohne daß es den Staatsmännern gelang, Verhandlungen anzuknüpfen und ohne daß die militärische Führung die wankende Front wieder zu festigen vermochte. Von Ende September ab brach dann von allen Seiten das Unglück über die Mittelmächte herein.

Die Generaloffensive der Entente. Der Zusammenbruch der Türkei und Bulgariens

(Strategischer Atlas: Karte 14 und 25)

Marshall Foch glaubte jetzt den Augenblick gekommen, zur Generaloffensive überzugehen. Sie sollte ungefähr zur gleichen Zeit in Palästina, in Makedonien und an mehreren Stellen der Westfront losbrechen. Auch die Italiener sollten sich ihr zu gegebener Zeit anschließen.

In Palästina rüsteten die Engländer schon seit dem Herbst

1917 zum Angriff. Der Zustand der türkischen Truppen wurde immer trostloser. Sie hungerten und litten Mangel an allem. Mit bewundernswerter Zähigkeit wiesen sie noch im April und Mai 1918 heftige englisch-französische Angriffe ab. Dann aber ging es mit ihrer Kraft rasch zu Ende. Die Zahl der Gewehrträger in den drei „Armeen“, die zwischen dem Meer und der arabischen Wüste standen, betrug im Herbst 1918 nur noch etwa 20 000.

Als die englisch-französischen Angriffe am 19. September von neuem einsetzten, wurden die türkischen Linien an der Küste zwischen Jaffa und Haifa durchbrochen. Mit reißender Schnelligkeit breitete sich der Einbruch nach Norden und Osten aus. Die ganze Front löste sich in wenigen Tagen auf. Nur das deutsche „Asienkorps“ wahrte seinen Halt und deckte als Nachhut den in Flucht ausartenden Rückzug. Bis über Aleppo hinaus fluteten die Reste des türkischen Heeres zurück. Gleich darauf ereilte dasselbe Schicksal die Bagdadfront. Am 31. Oktober schloß die Türkei einen Waffenstillstand ab. Zwei Wochen später lag eine englisch-französische Flotte im Bosphorus vor Anker.

Gefährlicher noch als diese Ereignisse an der Peripherie war der bulgarische Zusammenbruch. Mehr als eine halbe Million alliierter Truppen — neben den Engländern und Franzosen kämpften hier Serben, Griechen und Italiener — wurden für nötig gehalten, um das geschwächte und kampfmüde bulgarische Heer zu überwinden. Als die Alliierten am 15. September zwischen Cerna und Bardar in Richtung Negotin angriffen, fanden sie keinen nennenswerten Widerstand mehr. Vergeblich stemmten sich die wenigen zwischen die bulgarischen Divisionen eingeschobenen deutschen Regimenter dem Feinde entgegen. Sie mußten sich nach tapferer Gegenwehr dem allgemeinen Rückzug anschließen. Am 29. September schloß Bulgarien Waffenstillstand.

Unaufhaltsam setzte die Orientarmee ihren Siegeszug nach Norden über Nisch auf Belgrad fort. In wenigen Wochen mußten sie an der ungarischen Grenze erscheinen. Die Lage wurde verzweifelt. Aber auch jetzt verlor die deutsche Oberste Heeresleitung die Nerven nicht. Sie entschloß sich, eine An-

zahl Divisionen nach dem Balkan zu werfen, die zusammen mit österreichisch-ungarischen Truppen an der Save und Donau eine neue Kampffront aufrichten sollten.

Auch Rumänien mußte jetzt geräumt werden. Die dort stehenden, in Flanke und Rücken bedrohten Besatzungstruppen erhielten Befehl, nach Ungarn abzumarschieren.

Im Westen brach der Generalangriff Ende September gleichzeitig an vielen Stellen los: In Flandern kam die aus Engländern, Franzosen und Belgiern zusammengesetzte Angriffsgruppe nur wenig vorwärts. Zwischen Arras und La Fère griffen drei englische und eine französische Armee die Siegfriedstellung an. Bei Cambrai entstand ein Einbruch, der sich langsam nach Süden ausbreitete. Weiter südlich wurden am Bruchpunkt der Laffauecke die nach Westen und nach Süden gerichteten Fronten von den Franzosen angegriffen, was den Verlust der Stellung nördlich des Chemin des Dames zur Folge hatte. Beiderseits der Argonnen griffen die Amerikaner an, ohne zunächst große Erfolge zu erzielen.

Diese Kämpfe zeigten, daß das deutsche Heer zwar erschüttert war, daß aber in seinem innersten Kern noch immer eine unwahrscheinliche Widerstandskraft lebte. Es schien noch keineswegs sicher, ob es den Heeren Frankreichs, Großbritanniens und der Vereinigten Staaten gelingen würde, im Laufe dieses Herbstes die Deutschen zu Boden zu ringen. Auch die Franzosen und Engländer waren am Ende ihrer Kraft. Ihre Infanterie ging nur noch so weit vor, als die Artillerie ihnen freie Bahn schuf. Die Amerikaner griffen zwar mit Schwung und Opfermut an, aber es fehlte ihnen jede Kampfspraxis, und sie mußten viel blutiges Lehrgeld zahlen.

Das deutsche Friedensangebot auf Grund der 14 Punkte Wilsons

Am 28. September hielten Hindenburg und Ludendorff es an der Zeit, in die diplomatischen Fäden mit rauher Hand einzugreifen. Die Lage war so ernst geworden, daß keine Zeit

mehr zu versäumen war. Sie forderten die Reichsregierung auf, ein sofortiges und unmittelbares Friedensangebot an Wilson zu richten auf der Grundlage der von ihm Ende 1917 aufgestellten 14 Punkte.

Das offene Eingeständnis, daß der Krieg verloren sei und selbst unter schwersten Bedingungen schleunigst liquidiert werden müsse, wirkte in den regierenden Kreisen und im Parlament verheerend. Die Größe der Gefahr war noch fast nirgends erkannt worden. Panikartige Erscheinungen griffen um sich. Der Reichskanzler Hertling dankte ab. Seinen Platz nahm Prinz Max von Baden ein. Durch Kaiserliche Verordnung wurde das parlamentarische Regierungssystem eingeführt. Im Reichstag entstand eine ungeheure Erregung. Die Rechtsparteien waren wie gelähmt. In den Linksparteien machten sich mehr und mehr destruktive Tendenzen bemerkbar. Die dunklen Mächte des Marxismus betrieben die revolutionäre Aufpeitschung der Massen fast in voller Öffentlichkeit.

Präsident Wilson beeilte sich nicht, die Unterwerfung Deutschlands anzunehmen. Er verlangte „völlig befriedigende Sicherheiten und Bürgschaften für die Fortdauer der gegenwärtigen militärischen Überlegenheit der Armeen der Alliierten“. Der U-Boot-Krieg sollte sofort eingestellt werden.

Nachdem die Reichsregierung auch diese Bedingungen anerkannt hatte, erklärte sich Wilson am 24. Oktober bereit, mit den Alliierten die Frage des Waffenstillstands zu erörtern.

Ludendorff, der der deutschen Kriegsführung zwei schwere Jahre hindurch den Stempel seines Willens und Geistes aufgedrückt hatte und mit dessen Namen für ewige Zeiten die ruhmvollen Taten dieses Krieges verknüpft sind, mußte die Folgerung aus der Lage ziehen. Er galt nicht nur im Lager der Entente, sondern auch in weiten Kreisen des eigenen Volkes als Friedenshindernis. Am 26. Oktober schied er aus der Obersten Heeresleitung aus. An seine Stelle trat General Groener, der sich als Chef des Feld Eisenbahnwesens und des Kriegsamts verdient gemacht hatte.

Der Endkampf

Inzwischen hatte die Offensive an der Westfront ohne Unterbrechung ihren Fortgang genommen. Nachdem der Kampf um die Siegfriedstellung ungefähr einen Monat sich hingezogen hatte, sah sich die Oberste Heeresleitung genötigt, in der zweiten Hälfte des Oktober die Front in die sogenannte Hermann—Hunding-Stellung, also in die Linie Tournai—Kethel—Verdun zurückzunehmen, um wieder einen festen Zusammenhang herzustellen. Weiter nördlich ging die 4. Armee bis unweit westlich Gent zurück. Die U-Boot-Basis, die durch die Einstellung des U-Boot-Krieges ihren Wert freilich bereits verloren hatte, wurde damit preisgegeben.

Goch gönnte den alliierten Truppen keine Rast. Er trieb sie ohne Verzug gegen die Hermann—Hunding-Stellung an. Im Süden sollte gleichzeitig ein mächtiger Angriff der Amerikaner bei Verdun die Verankerung der Hermann—Hunding-Stellung und der noch weiter rückwärts gelegenen Antwerpen—Maas-Stellung losreißen. Darüber hinaus beschäftigte sich Marschall Goch mit der Bereitstellung einer weiteren amerikanischen-französischen Kampfgruppe zwischen Pont à Mousson und Verdun, die beiderseits Meß vorgehend dem deutschen Nordflügel den Rückzug verlegen sollte.

Ob diese weitreichenden Pläne noch zur Durchführung gelangt wären, ist ungewiß. Die Angriffsmüdigkeit der Franzosen und Engländer war so groß, daß sie nur noch schwer vorwärts zu bringen waren. Die Entscheidung lag also im wesentlichen bei den Amerikanern, und es war sehr fraglich, ob sie allein das deutsche Heer hätten niederringen können. Wenn sich auch das Tempo des Zurückgehens beschleunigte, so war doch noch nirgends ein Zerreißen der Linie eingetreten. Immer wieder schloß sie sich elastisch zusammen.

Am 4. November entschloß sich die deutsche Heeresleitung, den Nordflügel des Heeres zur Verkürzung der Front in die Antwerpen—Maas-Stellung zurückzunehmen. Die Lage bei Verdun war ernst geworden. Vorsicht war daher geboten.

Der Zusammenbruch Oesterreich-Ungarns

Das österreichisch-ungarische Heer hielt den Endkampf nicht mehr durch. Die durch englisch-französische Truppen und eine tschechische Division verstärkten italienischen Hauptkräfte griffen am 24. Oktober das Gebiet des Monte Grappa zwischen Brenta und Piave an. Am 26. folgte der Hauptstoß gegen die Piave-Stellung. Sie wurde durchbrochen. Am 30. Oktober standen die Italiener in Vittorio Veneto. An diesem Tage schickte Kaiser Karl Unterhändler zu den Italienern mit der Bitte um Frieden. Am 3. November wurde in der Villa Giusti bei Padua der Waffenstillstand unterzeichnet. Um diese Zeit hatte die K. u. K. Armee aufgehört zu existieren. Kampflös drängten die Kolonnen dem rettenden Norden zu. Ungezählte Tausende wurden von den nachdrängenden Italienern gefangengenommen.

Auch jetzt noch ließ die deutsche Oberste Heeresleitung den Mut nicht sinken. Sie schickte eilig mehrere Divisionen nach Bayern und Tirol, um die Alpenpässe zu sperren.

So kämpfte das deutsche Heer bis zur letzten Minute, die Stirn gegen den Feind gewandt, in einer völlig hoffnungslos gewordenen Lage, wie Ehre und Pflicht es geboten. Es gab in den meisten Kompanien noch einen Rest alter Kriegerprobter Offiziere und Soldaten, selten mehr als 20 oder 30 Mann, die den Rückzug deckten. Viele von ihnen, die die Niederlage ihres Volkes nicht überleben wollten, mieden den Tod nicht. Sie erwarteten ihn auf dem Platz, auf den der Befehl sie stellte, die Seele erfüllt von Gram und Einsamkeit. Sie waren die Tapfersten der Tapferen in diesem Kriege. Nirgends gibt es ein stolzeres Kriegerthum als das ihre.

Schritt für Schritt, langsam weichend näherte sich das Heer der Antwerpen—Maas-Stellung, als die Kapitulation im Wald von Compiègne dem Kampf ein Ende machte.

Der Schild des deutschen Heeres war blank geblieben bis zu diesem Tage. Das eigene Volk hat ihn beschmutzt durch die schändlichste Revolution, die es je gegeben hat.

Den letzten Anstoß dazu gab eine Meuterei innerhalb der

Hochseeflotte, die schon seit dem Jahre 1917 margistisch ver-
seucht war.

Mitte Oktober trug sich die Flottenleitung mit dem späten
Plan eines Flottenvorstoßes auf England, um die mit letztem
Atem kämpfende Landfront zu entlasten. Das Bekannt-
werden dieser Absicht rief bei einem Teil der Hochseeflotte
einen Aufruhr hervor, der, da man scharfe Maßnahmen
scheute, nicht mehr unterdrückt wurde. Der Flottenvorstoß
wurde aufgegeben.

Am 3. November geriet Kiel in die Gewalt der aufständischen
Matrosen. Die Meuterei nahm hier bereits die Form einer
Revolution an, die sich mit rasender Schnelligkeit bis zum
9. November über ganz Deutschland ausbreitete.

Als die deutschen Unterhändler im Walde von Compiègne
dem Marschall Foch gegenübertraten, wußte dieser genau,
daß die Revolution jeden weiteren Widerstand des Heeres
unmöglich gemacht hatte. Er konnte den Waffenstillstand
diktieren.

Rückblick

Der letzte Abschnitt des Weltkrieges steht an Großartigkeit
der kriegerischen Auffassung, an Mut und Seelenstärke der
Führung hinter den anderen Epochen nicht zurück. Der eiserne
Wille, das Gesetz des Handelns bis zur letzten Möglichkeit
zu bestimmen, der Einsatz aller Kräfte des Heeres und des
Volkes für den Sieg, die fast übermenschliche Beherrschung
der Nerven, als Schlag auf Schlag der Zusammenbruch der
Verbündeten, die Auflösungserscheinungen in der Heimat, die
Niederlage des Heeres erfolgten, — alles dies läßt die großen
Führereigenschaften Hindenburgs und Ludendorffs noch ein-
mal aufleuchten. Sie haben als Soldaten gehandelt, und
unter diesem Gesichtspunkt müssen ihre Leistungen beurteilt
werden. Der Vorwurf, daß sie sich zu sehr auch mit der
Politik beschäftigt und dabei eine wenig glückliche Hand
gehabt hätten, trifft sie selbst in geringerem Maße als die
Staatsführung, die nicht die Staatsmänner von großem
Format besaß, die sich gegen die militärischen Führer zu

behaupten vermochten. Es ist hierauf in früherem Zusammenhang schon hingewiesen worden.

Schwerer wiegt der Vorwurf, daß die beiden Feldherren die Ziele überspannt und infolgedessen eine falsche Strategie getrieben hätten. Wenn man sich auf den Standpunkt stellt, daß der Erfolg allein entscheidet, so hat diese Kritik recht. Es ist aber dabei zu bemerken, daß die von den Kritikern vorgeschlagenen Lösungen auch nicht die Überzeugung erwecken können, daß sie einen besseren Ausgang des Krieges herbeigeführt hätten.

Die Ursachen des deutschen Zusammenbruchs sind unendlich mannigfaltig. Es ist längst erkannt, daß es abwegig ist, sie dem „System“ oder einzelnen Personen oder Bevölkerungsschichten einseitig zur Last zu legen. Als Gesamtergebnis bleibt im übrigen doch die erhebende Tatsache, daß das deutsche Volk mit einer in der Weltgeschichte nie übertroffenen Tapferkeit und Zähigkeit um sein Schicksal gekämpft hat. Den innersten Grund seines schließlichen Unglücks hat Feldmarschall von Hindenburg vielleicht am klarsten und einfachsten in den wenigen Worten formuliert: Es ging über die Kraft!

Vom Soldatischen aus gesehen ist Deutschland der Sieger des Weltkrieges. Wäre es anders und lebte dieses innere Bewußtsein nicht im Volke, so würde es nicht die moralische Kraft gefunden haben, sich nach einem so tiefen Sturz wieder zu erheben.

Wirft man noch einmal einen Blick rückwärts auf die deutsche Strategie im Weltkriege, so findet man keine einheitliche, durchlaufende Linie. Vielmehr wird ein starker Wechsel der Auffassungen und eine Vielsältigkeit der strategischen Formen erkennbar. Es ist unbestritten, daß die strategischen Pläne des Grafen Schlieffen der politischen und militärischen Gesamtlage und dem Charakter des deutschen Heeres in einer genialen Weise Rechnung trugen. Sie eröffneten eine glänzende Möglichkeit, über die weit überlegene Kombination Frankreich—Rußland—Großbritannien Herr zu werden. Daß der Schlieffenplan scheiterte, liegt nach menschlichem Ermessen wohl nur an der Unzulänglichkeit seines Nachfolgers.

Ob nach dem Mißlingen des ersten großen Anlaufs der Krieg schon verloren war, oder ob noch Aussichten bestanden, ihn doch noch zu gewinnen, darüber gehen die Meinungen stark auseinander. Soviel scheint allerdings sicher, daß die hinhaltende, vor großem Wagnis zurückschreckende Strategie Falkenhayns diese Aussichten immer mehr vermindert hat. Es gab in der Zeit seiner Tätigkeit als Generalstabschef mehrfach Augenblicke, wo das Schicksal ihm eine Chance bot.

Die Feldherrntätigkeit Falkenhayns konnte sich über die von seiner Natur gesteckten Grenzen nicht erheben. Nie hat er den großen Feldherrnentschluß gefunden, alles auf eine Karte zu setzen. Deswegen hat er Lodz nicht zu einem entscheidenden Ostieg zu gestalten vermocht. Deswegen hat die Sommeroffensive 1915 in Rußland keinen abschließenden Erfolg erzielt. Daran ist auch die Offensive gegen Verdun im Jahre 1916 gescheitert. Die Verdienste Falkenhayns sollen nicht verkleinert werden. Die Kriegsgeschichte rechnet es ihm hoch an, daß er nach der Marnekatastrophe die Zügel der Führung fest in die Hand nahm und Ordnung schuf. Sein Name ist mit den glänzenden kriegerischen Taten des Jahres 1915 eng verbunden. Aber der strategische Weg, den er von Anfang bis zum Ende ging, führte weit ab von den klassischen Lehren Friedrichs des Großen, Moltkes und des Grafen Schlieffen. Die Entwicklung der Dinge hat gezeigt, daß dieser Weg falsch war. Am Ende seiner Feldherrntätigkeit stand Falkenhayn vor dem Bankrott seiner Strategie.

Hindenburg und Ludendorff waren echte Schüler Moltkes und Schlieffens. Sie haben 1914 höchste Proben der Feldherrnkunst abgelegt. Wären sie im September 1914 an die Spitze des Heeres berufen worden, so würde der Krieg, das kann mit großer Wahrscheinlichkeit gesagt werden, in anderen strategischen Formen weitergeführt worden sein. Als sie im August 1916 die Gesamtführung übernahmen, war die Lage so, daß auch sie keine Möglichkeit mehr fanden, das Rad in eine völlig neue Richtung zu drehen.

Im Jahre 1917 stand die deutsche Kriegsführung unter der irrigen Voraussetzung, daß der Krieg durch die U-Boote entschieden werden würde. Im Banne dieser Vorstellung ist die

Gelegenheit, Rußland nach dem Ausbruch der Revolution sogleich über den Haufen zu rennen, nicht wahrgenommen worden. Dieses Abwarten, eine ungewohnte Erscheinung in der Kriegsführung Hindenburgs und Ludendorffs, hat die Entscheidung im Westen wahrscheinlich um ein halbes Jahr verschoben, was schwerwiegende Folgen hatte.

Im Jahre 1918 trägt dann die deutsche Landkriegsführung wieder die gewohnten Züge äußerster Anspannung und größter Initiative. Die Gelegenheit zu genialen Operationen, wie in früheren Jahren im Osten, hat sich jedoch nicht mehr ergeben.

Literaturverzeichnis

- v. Bethmann Hollweg, Betrachtungen zum Weltkriege. Reimar Hobbing, Berlin 1924.
- Buat, Die deutsche Armee im Weltkriege. Allg. Verlagsanstalt München A.-G., München 1921.
- Derf., Hindenburg. Allg. Verlagsanstalt München A.-G., München 1922.
- Derf., Ludendorff, Payot & Co., Lausanne 1920.
- Conrad von Hoetzendorf, Aus meiner Dienstzeit 1906 bis 1918. Rikola Verlag, Wien 1921—1925.
- v. Cramon, Unser österreichischer Bundesgenosse im Weltkriege. Mittler & Sohn, Berlin 1920.
- Foerster, Graf Schlieffen und der Weltkrieg. Mittler & Sohn, Berlin 1925.
- v. Falkenhayn, Die Oberste Heeresleitung 1914—1916. Mittler & Sohn, Berlin 1920.
- Groener, Das Testament des Grafen Schlieffen. Mittler & Sohn, Berlin 1929.
- Derf., Der Feldherr wider Willen. Mittler & Sohn, Berlin 1930.
- Groos, Seekriegslehren im Lichte des Weltkrieges. Mittler & Sohn, Berlin 1929.
- Gurko, Rußland 1914—1917. Dt. Verlagsgesellschaft f. Politik u. Geschichte, Berlin 1921.
- Herre, Weltgeschichte der neuesten Zeit. Ullstein A.-G., Berlin 1926.
- Hanotaux, Joffre, Paris, Plan 1929.
- Helfferich, Der Weltkrieg. Ullstein & Co., Berlin 1919.
- Hoffmann, Der Krieg der versäumten Gelegenheiten. Verlag f. Kulturpolitik, Berlin 1923.
- v. Hindenburg, Aus meinem Leben. C. Hirzel, Leipzig 1920.
- Justrow, Feldherr und Kriegstechnik. Verh. Stalling, Oldenburg 1933.
- Kabisch, Streitfragen des Weltkrieges. Bergers Literar. Büro, Stuttgart 1924.

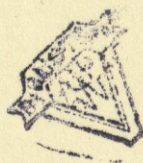
- Knor, With the Russian army 1914—1917. Hutchinson & Co., London 1921.
- Krauß, Die Ursachen unserer Niederlage. [Betrifft die österreichisch-ungarische Armee]. J. F. Lehmanns Verlag, München 1923.
- v. Kuhl, Der Weltkrieg 1914—1918. Band 1 und 2. Verlag Tradition W. Kolk, Berlin 1929.
- Derf., Der Weltkrieg im Urteil unserer Feinde. Mittler & Sohn, Berlin 1923.
- Ludendorff, Meine Kriegserinnerungen. Mittler & Sohn, Berlin 1919.
- Sanrezac, Le plan de campagne français et le premier mois de guerre. Paris, Payot 1920.
- Malletterre, De la Marne à l'Yser. Paris, Chapelot 1915.
- v. Moser, Ernsthafte Plaudereien über den Weltkrieg. Chr. Belfer, Stuttgart 1925.
- Nowak, Der Weg zur Katastrophe. Verlag für Kulturpolitik, Berlin 1926.
- Derf., Der Sturz der Mittelmächte. Verlag f. Kulturpolitik, Berlin 1921.
- „Österreich-Ungarns letzter Krieg 1914—1918“. Herausgegeben vom österreichischen Bundesministerium für Heerwesen und vom Kriegsarchiv. 1929 ff., Verlag der Militärwiss. Mitteilungen, Wien.
- Palat, La grande guerre sur le front occidental. Paris, Chapelot 1917.
- „Der Weltkrieg 1914—1918“. Bearbeitet im Reichsarchiv. 1925 ff., Mittler & Sohn, Berlin. Bisher erschienen Bd. 1—10.
- Frhr. Rüd. v. Collenberg, Die deutsche Armee von 1871—1914. Mittler & Sohn, Berlin 1922.
- Scheer, Deutschlands Hochseeflotte im Weltkrieg. A. Scherl, Berlin 1927.
- Steinhausen, Die Grundfehler des Krieges und der Generalstab. F. A. Perthes, Gotha 1919.
- Schwertfeger und Volkmann, Deutsche Soldatenkunde. Im Erscheinen, Verlag Bibliographisches Institut, Leipzig.
- v. Tirpiß, Erinnerungen. K. F. Koehler, Leipzig 1920.
- Volkmann, Der Marxismus und das deutsche Heer im Weltkrieg. Reimar Hobbing, Berlin 1925.
- Kaiser Wilhelm, Ereignisse und Gestalten 1878—1918. K. F. Koehler, Leipzig 1922.
- Kronprinz Wilhelm, Meine Erinnerungen aus Deutschlands Heldenkampf. Mittler & Sohn, Berlin 1923.

Biese-Behringer, Der einsame Feldherr. Grundsberg-Verlag, Berlin 1934.

„Die Deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch“. Im Auftrage des Auswärtigen Amtes herausgegeben von Graf Montgelas und W. Schücking, 1919. 4 Bde. Dt. Verlagsgef. f. Politik u. Gesch., Berlin.

„Die große Politik der europäischen Kabinette“. Im Auftrage des Auswärtigen Amtes herausgegeben von Joh. Lepsius u. a., 1922 ff., Dt. Verlagsgef. f. Politik u. Gesch., Berlin.

„Der Krieg zur See 1914—1918“. Herausgegeben vom Marinearchiv, 1920 ff. Mittler & Sohn, Berlin.





27326/
12.